

## Mein Liebesbrief.

Von Juhani Aho. — Aus dem Finnischen von E. Stine.

**I**ch war so feurig verliebt, wie man es als Schuljunge nur sein kann. Ich war in der höchsten Classe, hatte soeben die schriftlichen Prüfungen für das Studentexamen beendet, und meine Gefühlswärme war so hoch geflogen, daß, wenn es selbst ein Liebesthermometer gäbe, es deren Gradanzahl nicht hätte angeben können — nicht einmal im Schatten. Die Wärme war so groß, daß ich tagsüber müde und bleich umherstülpelt und des Nachts keinen Schlummer finden konnte. Ich seufzte und quälte mich ab, warf mich auf meinem Lager umher, die Decke lag wie eine Last auf mir und selbst das bloße Bettuch war nicht leicht genug. Das Leintuch unter meinem Kopfe war zusammengeballt, in tausend Falten zerknüllt, das Stroh in meinem Polster zermahlen, und das Bett knarrte und wehlagte unter mir.

„Was rumorst Du denn die ganzen Nächte herum, daß man nicht schlafen kann?“ murrte mein Bruder, welcher dazu verurtheilt war, mein Lager zu theilen.

„Ich — rumoren?“

„Na, vielleicht nicht!“

„Es ist gar so heiß.“

„Mir ist nicht zu heiß . . .!“

Aber er war eben nicht verliebt wie ich und wußte nicht, was ich litt.

Ich hielt's nicht aus, ich mußte das Fenster öffnen. Vom Ufer wehte es feucht her, und ober Nachbars Garten und Scheunendach kam ein Stück der Stadtbucht zum Vorschein. Draußen herrschte lichte Frühlingssnacht, und es war so schön, so schön, daß mir wieder Thränen in die Augen kamen.

Eigentlich war es nicht meine allererste Liebe, diese jetzige. Ich war Alles in Allem schon dreimal zuvor verliebt gewesen: einmal auf dem Lande und zweimal hier in der Schulstadt. Aber damals war ich noch ein bloßes Kind und meine Gefühle eitel Kinderei. Fast verachtete ich mich selbst, wenn ich daran dachte, wie närrisch ich mich dazumal geberdet, wie oberflächlich jene Gefühle gewesen, die sich nur auf Aeußerlichkeiten, wie: schöne Augen, wallendes Stirnhaar, fliegende Zöpfe, gegründet hatten. Den inneren Werth der Geliebten — Helmi auf dem Pfarrhose, Maikki Peterssons und zuletzt Jda Nymans — hatte ich gar nicht auf die Waagschale gelegt. Und was war ich zu jener Zeit? Ein Schulknabe, der nicht einmal in einer entfernten Zukunft an Verlobung, geschweige denn an Gründung eines Heims denken konnte.

Nun waren die Verhältnisse ganz andere, nun stand ich an einem Wendepunkte meines Lebens: ich war daran, Student zu werden, und es war meine Pflicht, einen Beschluß zu fassen und darnach zu handeln. Meine Gefühle für jenes Weib, das mich nun in Fesseln geschlagen, hatten nichts von dem Rausche des Augenblicks an sich; sie waren wahr und tief. Wenn ich auch ihre blauen, seelenvollen Augen und ihre langen, lichten Flechten bewunderte, so galt doch meine Empfindung eigentlich der Ruhe, die über ihrer Stirne lag, der Würde ihres Gesichtsausdruckes und vor Allem der unzertörrlichen holden Weiblichkeit ihres ganzen

Wesens. In meiner Vorstellung lebte sie nicht als fröhliche Braut, sondern als traute Gattin, die alle Leiden und Mißgeschicke des Lebens mit mir theilen sollte. Und gerade der Umstand, daß sie fünf Jahre älter war als ich, gerade der gab den besten Beweis, daß meine Liebe keine gewöhnliche Verliebtheit war. Es war die ernste Neigung des reifen Mannes, es war eine tiefgewurzelte Liebe, auf der seine Zukunft beruht, die seine Lebensrichtung für allezeit bestimmt. Ob sie mich wohl wieder liebte? Wenn nicht — dann lebet wohl, ihr bethörenden Träume von Glück und Minne! Dann bin ich ein für immer gebrochener Mann. Wenn dem so ist, dann — ich fühl' es — werde ich leben, ein bleiches Schattenbild nur dessen, der ich andernfalls hätte werden können. Oh — ihr meine sorglosen, unerfahrenen Kameraden und Brüder! Ihr, die ihr noch nicht beim Wendepunkte eures Lebens angelangt seid, ihr wißt nicht und werdet es vielleicht nie wissen, welche Kämpfe das Leben bringt. Freuet euch nur, lachet, vergnügt euch an freien Tagen mit Ballwerfen und schlafet süß — ihr Kinder!

Ich war nämlich weit entfernt, mit Sicherheit an ihre Liebe zu glauben. Einen kleinen Beweis der Möglichkeit hatte ich allerdings, und zwar einen recht guten: ich kannte nämlich niemand Anderen, den sie liebte. Sie weilte hier in der Stadt, um ihre jüngeren Schwestern und Brüder zu überwachen, deren einer mein Classenkamerad und selbstverständlich mein bester Freund war. Ich war alle Tage bei ihnen, sie zeigte mir eine stets gleichmäßige Freundlichkeit und bat mich jedesmal, wenn ich ging, „sie Alle nicht zu vergessen“. In ihren Augen sah ich freilich keinen besonderen Glanz. Aber sie ahnte wohl gar nicht, daß ich in sie verliebt sei, da sie ja so viele Jahre älter war. Es war natürlich nur Hartgefühl von ihrer Seite. Und darum war es an mir, den ersten entscheidenden Schritt zu thun. Ich mußte ihr meine Liebe gestehen.

Schon längst hatte ich den Zeitpunkt hierzu bestimmt. Es sollte geschehen, sobald ich die schriftliche Prüfung glücklich bestanden. Vor dieser Zeit wäre es ein Unrecht gewesen — an ihr.

Diesen Abend haben wir das Telegramm aus Helsingfors bekommen, daß die Prüfungen glücklich abgelaufen seien. Meine Kameraden sind, mit Punschflaschen ausgerüstet, auf das nächste Landgut gefahren. Ich habe wichtigere Dinge vor.

Mein Bruder schläft, das Gesicht zur Wand gekehrt, die Decke über sich gezogen. Im Zimmer nebenan schnarchen die Anderen. Die Thurmuhre schlägt zwölf. Alles ist still. Die Stunde ist gekommen. Ich fühle, es wird gelingen. Diese Nacht noch soll es geschehen. Feierlich, mit starrer Miene und zitternd öffne ich meine Schreibtischlade. Ein verschlossenes Portefeuille ist darin und in dem Portefeuille das Concept zu meinem Briefe. Jetzt will ich ihn ins Reine schreiben — auf rothe Papier mit blauer Tinte — und morgen soll sie ihn in Händen haben.

„Was Du da wieder herumpolsterst!“ brummt mein Bruder im Schlafe.

Es ist kein gewöhnlicher Liebesbrief, denn meine Liebe ist keine gewöhnliche Liebe. Es ist keine Werbung, sondern nur ein „Bekentniß meiner Gefühle“.



„Ich muß es Dir sagen“ — schreibe ich — „was mein Herz fühlt. Könnte ich es, ich würde es verbergen, für alle Zeiten verbergen, aber ich fühle, es ist unmöglich. Es wird Dich vielleicht in Erstaunen setzen, vielleicht verletzen und erzürnen, doch wenn Du kannst, so verzeihe mir, und möge uns sodann all' dies als unser Geheimnis in das Grab folgen.“

Nach dieser Vorrede begann ich, ihr meine Gefühle darzulegen. Gar viele Nächte bin ich bei dieser Arbeit geseffen, und so ist auch eine vollständige kleine Novelle von acht Seiten daraus geworden. Insbesondere entzückten mich einige Stellen darin, an die ich auch meine größten Hoffnungen knüpfte und die sie, wie ich glaube, erweichen müssen, selbst wenn sie bis dahin kalt geblieben ist.

„Schon im vorigen Jahre, als ich bei Euch auf dem Lande war, erwachten diese Gefühle in mir, deren ich nun nicht mehr Herr werden kann. Wir kamen vom See zurück, Dein Bruder und ich. Du standest am Ufer und empfangst uns, wehstest mit dem Taschentuche und rieffst uns mit klingender Stimme zum Speisen. Du warst barhäuptig, die Sonne beleuchtete Dein Angesicht und Dein rosafarbenes Kleid. Du standest da wie in himmlischer Berklärung — und seit jener Stunde ist dies Bild unauslöschlich meinem Herzen eingegraben.“

— — — „Vielleicht irre ich — der Mensch kann ja so leicht irren — allein es schien mir damals, als sei auch ich Dir nicht ganz gleichgiltig. Wenn wir in Eurem Garten Johannisbeeren pflückten, so rieffst Du mich zu dem schönsten Strauch, brachst die vollste Traube und reichtest sie mir dar. Hättest Du dies gethan, wenn Dir nichts an mir gelegen wäre?“

— — — „Am allerschönsten aber, Fanny, standest Du vor mir — letzten Winter einmal, denkst Du daran? — als Deine Schwester mit ihrem kleinen Kinde bei Euch war. Du nahmst es ihr ab und hieltest es so weich und geschickt im Arme, daß ich an Rafael's berühmteste Madonna denken mußte.“

„Und in der Dämmerstunde der Winterabende, wenn Du die Lieder gesungen, die ich, wie Du wußtest, am meisten liebe, und dann träumend am Clavier saßest — ich kann die Empfindungen nicht in Worte fassen, die da in mir erbrausten, wiewohl ich gezwungen war, ruhig sitzen zu bleiben und all' die Unruhe und Verzweiflung, die meine Brust durchrauten, zu verbergen.“

„Jetzt aber kann ich es nicht länger, ich muß Gewißheit haben. In wenigen Monaten ziehe ich in die Welt hinaus, unsere Wege trennen sich, vielleicht sehen wir uns nimmer wieder. Ich sage „vielleicht“, denn es gibt eine Möglichkeit, nicht für immer geschieden zu sein. Diese Möglichkeit aber liegt nicht in meiner, sondern in Deiner Macht. Gib mir sie, wenn Du kannst. Doch kannst Du es nicht, so sage es, sage es offen und ohne Mitleid. Denn Gewißheit, wenn auch noch so bittere, ist immer besser, als Ungewißheit.“

Der Morgen dämmerte schon, als ich meine Reinschrift beendigt hatte. Ohne Concept schrieb ich dann noch folgenden Nachtrag:

„P. S. Wenn es Dir wohl ergeht in der Welt — was ich aus vollem Herzen wünsche, denn nun, da der Morgen graut, und die Natur zu neuem Leben erwacht, fühle ich, wie vollkommen selbstlos meine Liebe ist — so begehre ich bloß von Dir, Du mögest, auch wenn Du mich nicht liebst, mich nicht hart beurtheilen und nicht mit Bitterkeit an mich zurückdenken. Vielleicht sehen wir uns niemals wieder. Vielleicht sind wir uns gestern zum letztenmal begegnet, in Hiltuna's Laden. Welch' eigenthümliches Zusammentreffen! Es war ja bloß ein kleiner Zufall, auf den Du sicherlich kein Gewicht gelegt hast — sofern Du mich nicht liebst — der sich aber tief in meine Erinnerung grub und dort neben all' dem Anderen aufbewahrt bleibt. — So — Du bist hier! sagtest Du . . . hast Du etwas gekauft? — Ja! antwortete ich und meine Stimme zitterte. — Nun — was ist es denn? — Das wirst Du später erfahren. — Wann soll ich es erfahren? — Einmal! — Nun kann ich Dir es sagen. Ich kaufte im Laden das rosenfarbene Papier, auf dem dieser Brief geschrieben ist!“

„Doch genug davon! Ich will Dich nicht länger ermüden. Lebe wohl! — Bleibt es ein Lebwohl für immerdar?“

Der Brief ist fertig, ich falte ihn sorgfältig zusammen, ver- schließe das Couvert und schreibe darauf:

„Fräulein Fanny Friberg. — Zu eigenen Händen.“

In diesem Augenblicke kräht des Nachbarn Hahn seine erste Strophe und die Kirchturmuhre schlägt drei. Ich schließe das Fenster und werfe mich auf das Bett wie ein zum Tode Verurtheilter, der morgen zum Schaffot geführt wird und soeben seinen letzten Willen niedergeschrieben hat.

## II.

Nächsten Morgen — es war ein Sonntag — war der Himmel bewölkt und die Luft feucht, doch es regnete nicht. Wir hatten zum Frühstück gekochte Erdäpfel, frische saure Milch von daheim und Pfannkuchen. Ich befand mich noch in ganz feierlicher Stimmung und aß geistesabwesend und mechanisch. Meine Brüder waren munter und ausgeschlafen und fingen an, mich zu necken.

„Merkwürdiger Kerl das, der da, wacht die Nächte durch und schreibt und kriegelt . . . wahrscheinlich ein Liebesbrief, nachdem er sich gestern rosafarbenes Papier gekauft hat.“

„Wer hat Dir das aufgebunden!“

„Der Ladenjunge bei Hiltuna hat's erzählt.“

„Ist gar nicht wahr.“

„Gewiß für Fanny Friberg . . .!“

„Halt's Maul!“

Unsere Wirthschafterin, die alte, treue Dienerin, nahm meine Partei:

„Wollt Ihr jetzt essen und den Unsinn lassen!“

Dabei blieb es, und ich machte mich auf nach der Stadt, meinen Brief in der Brusttasche.

Jetzt galt es, ihn an Ort und Stelle zu befördern, aber da ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten. Stadtpost gab es keine, und zu schicken hatte ich Niemanden. Sollte ich einen Droschkenkutscher heranwinken und unter Verabreichung eines Zwanzigpfennigstückes beauftragen, den Brief zu Fräulein Fanny Friberg zu bringen? Das hätte zu viel Aufsehen gemacht. Er käme dann rasselnd durch ihr Hausthor gefahren, ließe das Pferd vor dem Treppenaufgang stehen und ginge wohl bis in die Küche. Vielleicht ist Fanny nicht einmal da, aber selbst wenn sie zu Hause ist, trägt sie sicher: „Von wem haben Sie den Brief bekommen?“ „Von Dem und Jenem,“ antwortete dann der Kutscher laut, daß man's durch die ganze Wohnung hört, denn diese Kutscher pflegen ja alle Welt zu kennen. Oder wenn sie auch nicht zuvor fragt, könnte sie den Brief ganz ahnungslos in Aller Gegenwart öffnen und das rothe Papier Argwohn erregen. Es wäre wohl ein kluges und zugleich kühnes Unternehmen, den Brief in einem besondern Couvert an irgend ein Postamt zu senden, wo er zu öffnen und an die Adresse des inneren Couverts, das auch mit Briefmarke versehen sein müßte, wieder hierher zu senden wäre. Aber was würde man im Postamt davon denken? Außerdem könnte der Brief verloren gehen, und selbst wenn er befördert würde, wüßte ich nicht, wann er angekommen sei.

Nein, es gibt keinen anderen Weg, als ihr den Brief selbst zu übergeben. Aber auch das muß auf Umwegen geschehen. Was soll ich dabei sagen? Etwas so: Da wäre ein Brief von mir an Dich!? Nein, das geht nicht. Und wie, wenn ich gar nichts sagte, ihr den Brief nur ganz stumm überreichte und zur Thür hinausstürzte? Aber wäre das nicht auch ein wenig närrisch?

Mit einemale erleuchtet ein rascher Entschluß mein Gehirn. Meine Schwester Hanna und sie waren einmal in Briefwechsel. Ich werde ihr also den Brief mit den Worten geben, daß er mit einem Schreiben von Hanna an mich gekommen sei, und dann einen Vorwand vorbringen, um zu gehen.

Als ich zu Fribergs kam, um meinen Voratz auszuführen, war Fanny nicht daheim. Sie war in die Kirche gegangen. Ihr Bruder schlug mir vor, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Und so mußte ich den ganzen Vormittag mit ihm herumspazieren und kam mittags heim, den Brief in der Tasche.

Ebenso wenig gelang es mir nachmittags, meine Angelegenheit zu besorgen. Ich ging wohl bei Fribergs vorbei und hörte die Croquetthammer von ihrem Hofe erschallen. Aber durch eine Ritze der Platte sah ich, daß Fremde da seien. Und da wäre es vergebens gewesen, einen Versuch zu machen, die Gäste blieben gewiß über den Abend.

Die Stadt war voll Sonntagszüglern. In großen Schaaren, die ganze Straßenbreite füllend, strich die Schuljugend unter Scherz und Gelächter durch die Stadt. Mich ärgerten sie alle- jammt. Lustige, oberflächliche, leichtsinnige Geschöpfe ohne eine



Ahnung von des Lebens Ernst und Weiden, die sie auch kaum je kennen lernen würden. . . . Und immer noch spielten sie bei Fribergs Croquet, obwohl es schon dämmerte. Und Fanny selbst! . . . worüber konnte sie sich nur so unterhalten und so lustig lachen? — Ich mußte allein nach Hause gehen. Ich nahm den Schlüssel aus der Thüre, warf mich auf mein Bett und war unglücklich.

Nächsten Morgen schon begannen die mündlichen Vorprüfungen. Welche Ironie des Schicksals — sagte ich mir — in einer derartigen Gemüthsstimmung alte Jahreszahlen lernen zu müssen. Welch' beißende Ironie — lachte ich bitter — mathematische Probleme zu lösen, während das große Problem des Lebens selbst seiner Lösung harret!

Der günstige Augenblick schien sich niemals einfinden zu wollen. Wann ich nur konnte, ging ich zu Fribergs in der festen Ueberzeugung, daß er sich heute bieten würde. Aber es war, als hätte Alles sich gegen ein Beisammensein mit ihr unter vier Augen verschworen. Immer war eines ihrer kleinen Geschwister in der Nähe, es wimmelte förmlich von ihnen, mehr als je zuvor. Bald waren sie in dieser, bald in jener Ecke, bald sahen sie mir alle so unbehaglich fest in die Augen. Für Fanny wäre es wohl ein Leichtes gewesen, sie alle miteinander in die Kinderstube zu führen. Und das hätte sie auch wohl gethan, wenn sie mich geliebt hätte. Ja, wenn —! Dieser Zweifel war es, der meine Hand zurückhielt, wenn ich, irgend eine Gelegenheit benützend, meinen Vorsatz ausführen wollte. Wie viele Male hatte ich schon den Brief aus der Brusttasche genommen und ihn in die Seitentasche gesteckt, um ihn näher zur Hand zu haben! Wie viele Male hatte ich ihn schon zwischen den Fingern, um ihn ihr zuzuworfen! Aber ich brachte es nicht über's Herz. Morgen th' ich es. . . . es wurde aber morgen und übermorgen, und der Brief blieb in der Tasche.

Tage und Wochen vergingen. Abends verließ ich der Sicherheit wegen meinen Brief immer im Portefeuille und Morgens nahm ich ihn wieder heraus. Das Couvert fing an, sich zu knittern und Fingerspuren zu zeigen, und die Ecken legten sich in Eckschnecken, so daß ich schließlich ein dickes graues Papier darum wickeln mußte.

Ich verlor den Appetit und den Schlaf meiner Nächte. Die Hitze hatte ihr Maximum erreicht. Mein Bettzeug sah aus, als sei es einem Erdbeben ausgesetzt gewesen. Mein Bruder hatte längst auf Bettstreuung gedrungen und bereitete sich sein Lager auf dem Sopha im anderen Zimmer.

## III.

Das Semester naht seinem Ende, und bald sind alle unsere Prüfungen abgelegt. Meine Gefühle aber, die liegen noch immer in meiner Brusttasche, und mein Herz schlägt in wildem Aufruhr gegen das graue Umschlagpapier — als mit einemmal wie von den Wolken herab Hilfe kommt.

Die Damen der Stadt haben eine Lotterie für mittellose Studierende veranstaltet. Fanny ist aufgefördert, Lose zu verkaufen, und eines Tages — ein Tag von den allerdüstersten — fragt sie mich, ob ich für den Abend ihr Cassier sein möchte.

Sie liebt mich also doch! Ich bin ihr also doch nicht gleichgiltig! Wie hatte ich es nur vorher nicht merken können!

„Heil dir, du hoher Nord!“ sang ich während des Ankleidens und fuhr dann zu ihr, um sie abzuholen.

Sie kam mir bei der Thüre entgegen, im Begriff, die Handschuhe anzuziehen. Sie hatte ein rosafarbenes Kleid an. Ein rosafarbenes!

„Schau, schau!“ sagte sie. „In Frack und weißem Hals-tuch! . . . Dreh' Dich 'mal um . . . Steht Dir ja famos, Dein neuer Anzug!“

Ich hätte sie beinahe in die Arme geschlossen, während ich ihr in die Umhülle half.

„Man braucht mich nicht zu holen,“ sagte sie zu dem Dienstmädchen. Und zu mir: „Sei so gut und stecke diesen Schlüssel in Deine Tasche!“

Nein, hier kann es keinen Zweifel mehr geben, nun bin ich meiner Sache gewiß! Und diesen Abend soll es geschehen.

Niemals ist sie so schön gewesen wie heute. Wir stehen auf einer kleinen Estrade, über den Anderen erhöht. Sie reicht die niedlichen Lose auf einem Teller umher, ich cassire das Geld ein. Unser gemeinsames Geschäft geht gut, und die Leute, die bei uns Lose kaufen, sagen dabei: „Auf Ihr Glück!“ Und wir sind die Ersten, welche die Lose ausverkauft haben.

Wie im Traume vergeht die Zeit. Die Française hat begonnen, und wir lassen uns während der Pausen auf ein kleines Sopha zu zweien nieder. Die erste Tour ist schon vorbei, und ich habe es noch nicht herausgebracht. Nun — wir haben ja noch drei Touren vor uns. Ich habe ebenfalls Lose gekauft und biete sie ihr an. Sie gewinnt einen hübschen Lampenschirm, will ihn aber nicht behalten.

„Aber er gehört ja Dir!“

„Nein, nein — ich nehme ihn nicht.“

Die zweite Tour der Française beginnt. Ich Unglücklicher trete ich auf die Schleppe, und sie verschwindet im Damenzimmer, um den Schaden zu repariren. Und während dieser ganzen Zeit muß ich allein auf unserem Sopha sitzen.

„Entschuldige,“ sagt sie bei ihrer Rückkehr, und wir treten die dritte Tour an. Sie sieht nicht verdrießlich drein. Gottlob, sie lächelt sogar, wie wir einmal zusammenprallen. Ich aber tanze wie auf glühenden Kohlen, denn nun habe ich bloß eine Pause übrig, und nun muß es geschehen. Soll ich es nicht bis zum Heimweg lassen? Nein — es könnte ihrem Bruder einfallen, mit uns zu gehen.

Sie sitzt da, das Profil mir zugewendet, und weht mit dem Fächer die Wärme von ihren Wangen. Und bald fängt die vierte und letzte Tour an.

Jetzt oder nie! Es liegt mir schwer auf dem Herzen, es ist igt mir hinauf in den Hals und würgt mich wie mit Eisensäufen, und es ist wieder daran, zu sinken, aber da mache ich eine letzte verzweifelte Anstrengung, es schwindelt mir und ich weiß nicht, wie es gekommen. . . . aber in diesem Augenblick ist's auch schon gesagt.

„So, das ist hübsch. . . . hast Du ihn bei Dir?“

„Ob ich ihn hier habe? . . . Ja. . . das heißt nein. . . . was rede ich. . . . er ist in meiner Rocktasche. . . . ich werde Dir ihn geben, wenn wir gehen. . . .“

„Also gut. So bekomme ich ihn dann. Ich glaubte schon, Hanna habe mich ganz vergessen.“

Galopp! commandirt man.

Es ist geschehen, ich kann es nicht mehr zurücknehmen, mein Schicksal ist entschieden.

Ich hopse herum wie ein Besessener. Ich fühle kaum, daß sie auf meinem Arme ruht.

Changez! Aber ich gehorche nicht, ich will sie nicht lassen und stürze an meinem vis-à-vis vorbei.

Der Boden schaukelt mir unter den Füßen, die Mauern wanken, und die Lampen baumeln und schwingen wie Kirchenglocken. Die Nachtour'n beginnen, man zieht und stößt mich rund um den Saal unter erhobenen Armen und zwischen langen Ketten, ich gehe, ich knize, ich hüpfе und drehe mich, bald an ihrer Seite, bald allein mitten im Herrentänzel. Ich bin mir selbst so wunderbarlich fremd, als wäre ich ein anderer Mensch. Und doch bin ich es — ich selbst! Wie? Habe ich ihr es denn schon gesagt? Ja freilich! Und dort steht sie. Sie kommt hierher, von Arm zu Arm sich schlingend. Kalter Schweiß steht auf meiner Stirn. Mir ist, als sollte ich ohnmächtig werden. Promenade! Avancez! Retirez! Nein, nein! — Alles verloren! — Und wie ich dies fühle, werde ich plötzlich schlaff und steif.

Sie wirft einen schnellen, theilnehmenden Blick auf mich.

„Ist Dir übel?“

„Warum das?“

„Du bist ganz blaß.“

„Wirklich? Mag sein. Mir fehlt nichts.“

Da schließt der Tanz. Warum frug sie auf einmal, ob mir übel sei? Ich führe sie mitten über den Saal und verbeuge mich feierlich, doch ausdrucksvoll.

„Danke Dir, Fanny, das war mein letzter Tanz.“

„Wieso?“

Große Preis-Concurrenz der „Wiener Mode“ mit Preisen im Gesamtwerthe von 10.000 Kronen.

(Siehe ausführliches Programm in Heft 13.)



„Ich . . . ich werde fortan nicht mehr tanzen.“

„Wirklich nicht?“

„Nein, niemals mehr.“

Sie sieht mich noch immer ein wenig mitleidig an. Ich wende mich, um zu gehen, fühle aber, wie es mir einen Ruck zurück gibt, sehe mich, den in graues Umschlagpapier gewickelten Brief ihr überreichen und höre mich sagen:

„Hier ist er ja . . . ich vergaß ganz . . . der Brief meiner Schwester . . .!“

Ich sehe, wie sie ihn nimmt und in das Damenzimmer geht.

Der Fußboden, der zwischen mir und dem Herrenbuffet liegt, ist wie eine endlose Wüstenei, ganz weit in der Ferne ist eine Thür und vor derselben ganz winzige rothe Gesichter mit etwas Weißem und Schwarzem daran.

Eine Weile später draußen im Corridor. Ich habe ein Glas Punsch getrunken. Ich will heute Abend trinken. Bis auf die Reige leeren will ich den bitteren Kelch meines Lebens. Denn warum bin ich, gerade ich verurtheilt, das verstoßene Kind des Glücks zu bleiben? Und wie konnte ich das graue Umschlagpapier um den Brief vergessen?

„Hast Du Hermann gesehen?“

Es ist ihres Bruders Stimme.

„Eben stand er hier,“ antwortet ein Anderer.

„Ah, da bist Du ja . . . höre, Du sollst unseren Schlüssel haben!“

„Willst Du fortgehen?“

„Ich nicht . . . aber Fanny ist unwohl und bat mich, sie nach Hause zu begleiten. Ich komme aber bald wieder.“

Alles vorbei! Sie ist unwohl und bat ihren Bruder, sie nach Hause zu begleiten!

\* \* \*

Ich wäre wohl ein für immer gebrochener Mann geblieben, ein bleiches Schemen bloß dessen, der ich sonst hätte werden können, wenn nicht sie selbst mich gerettet hätte. Am nächsten Morgen bekam ich meinen eigenen Brief von ihr zurück nebst folgenden Zeilen: „Wenn Du Dein Beginnen recht überdenkst, dürftest Du wohl selbst einsehen, wie kindisch Du Dich betragen hast.“

Kindisch! Meine Liebe, meine tiefe, männliche, große, selbstlose Liebe — kindisch! War es also solchermaßen, daß sie meinen Brief erfaßt hatte? . . .

Ich bemitleidete sie.

## Neue.

Eine Kindergeschichte aus dem Hochgebirge von Julius Schruffel.

(Schluß.)



enzer Ankunft!

„Es ja net wahr, is ja der Winter!“ hörte er da hinter sich plötzlich leise sagen. Es gab ihm einen Stich; er wußte es, daß es der Hans war, jener einzige Kamerad, der ihm böß wollte.

Und da er dies dachte, wurde die Pause, die er bis zur ersten Verszeile machte, länger, als er dies sonst that und thun wollte. Aber er durfte, er wollte nichts hören, und so denn vorwärts!

„Der Lenz ist angekommen!“ begann er wieder laut und machte jene Pause, die der Herr Lehrer gelehrt.

„Zug net wieder — der Winter is!“ hörte er neuerdings leise, aber deutlich, hinter sich sagen.

„Habt ihr es nicht vernommen?“ fuhr der Kleine, ängstlich werdend, fort und machte jetzt wieder jene Pause, die der Herr Lehrer

nach der Frage zu machen, empfohlen hatte.

Der Sepp hört nix — der hat z’kleine Ohrwäscheln — der is taub!“ flüsterte es leise wieder, und einige Nachbarn kicherten schon.

Da war es um den armen Burschen geschehen; er wiederholte ganz verwirrt die erste Zeile, dann wohl wieder die zweite, dann aber blieb er stecken, rings um ihn kicherte und zischelte es, und nur wie im Traume hörte er, wie der Herr Lehrer, halb erstaunt, halb zurechtweisend „Aber, Sepp!“ sagte.

Jetzt aber war es um den armen kleinen Burschen ganz geschehen; die Thränen waren da, das Schluchzen begann, und er mußte sich setzen. Und er that’s und weinte und weinte, und kein Zuspruch des Lehrers half. Und da die Stunde um war, stürzte er in seine Schlafkammer, die er mit seinem heutigen Verderber theilte, und warf sich auf ein Bett.

So mochte er fünf Minuten und noch mehr geweint haben, als ihm eine bekannte Stimme höhnisch in’s Ohr flüsterte: „Der Lenz ist angekommen!“

Dieser Spott von diesen Lippen nahm ihm die Thränen. War dieser Spötter nicht auch der, der ihn heute in Schande und Schmach gestürzt?

Und das sonst ruhige, bescheidene Kind, das noch nie Jemandem etwas zu Leide gethan hatte, sprang zornsprühend in die Höhe und hob die Arme und schrie seinen Widersacher, einen langen, starken Burschen an: „Bump! Glender, schlechter Lump!“

Aber dabei hatte das Auge des Gereizten gesehen, daß sein höhnliches Gegenüber seine Schreib- und Rechenhefte in der Hand halte, und ehe der ungeschlachte, rohe Bursche, der noch immer höhnte, es fassen konnte, hatte ihm der Schwergetränkte diese Hefte entwunden, mitten entzwei gerissen und ihm in’s Gesicht geschleudert.

„Da ha’s, Du schlechter Kerl! Du, Du —“

Aber da fühlte sich das schwache Wesen schon an der Kehle gedrosselt, in die Ecke geschleudert und hörte bei halb entschwundenen Sinnen nur noch, während es regungslos im Winkel lag, wie die Stubenthür zugeschleudert wurde, und der Widersacher dröhnend die Treppe hinabsprang.

Gleichzeitig klang die Glocke, die alle zum Essen rief.

Wie von einer Schlange gestochen, sprang der Mißhandelte empor.

„Hans, Hans!“ schrie er auf und sprang gegen die Thür, als wollte er seinen Widersacher zurückrufen, zurückhalten; dabei war er todienbleich.

„Jetzt wird er’s dem Herrn Lehrer sag’n! Er wird ihm’s sag’n!“ Und er starrte auf die zerrissenen Hefte, taumelte zurück, las sie auf und starrte sie an, und wieder sprang er vor, und leise lasten wieder seine Lippen den Namen des Berufenen.

Aber Niemand antwortete; Hans mußte schon unten sein.

Verklagen! Anzeigen!

Welche Schande für ihn, welcher Schmerz für den Lehrer! Für den Lehrer, der ihn so liebte, der so nachsichtig war, der auch heute so nachsichtig zu ihm gesprochen hatte, als er schon bei der zweiten Zeile so elend stecken geblieben war!

Das arme Kind hatte in diesem Augenblicke keine Thränen, ein Angesicht der Mißthat, die es jetzt in ihrer ganzen Größe erkannte; es starrte nur vor sich, lautlos, leichenblau; dann horchte es obenwärts, von wo das Summen der Stimmen aus dem Speisesaal emporklang — noch ein kleines Verweilen und Grübeln und schon öffnete der zitternde Bursche schein die Thür, schlich lautlos in’s Erdgeschloß hinab, durch den inneren Gang, am Schulzimmer vorbei und nun hinaus zur offenen Hausthüre und mit weiten Säßen durch den Schnee fort, fort; keuchend, ächzend, mit schweißtropfender Stirne, fort, nur fort, heimwärts zu!

Der Knabe hatte sich wieder erhoben. Sei es, daß der Thränenstrom ihn erleichtert hatte, sei es, daß die eisige Kälte, die durch den Wald strich, seine Erregung gemindert hatte, — er war jetzt ruhiger.

Er sah um sich, und erst jetzt nahm er wahr, daß er von dem Wege nach Hause bei seiner Flucht abgekommen war und einen sich von diesem Wege abzweigenden Seitenpfad eingeschlagen hatte.

Allerdings flüchte ihm dies weder Angst noch Besorgnis ein, denn alle diese Wege waren ihm, verschnitten und unverschnitten, wohlbekannt und jetzt um so leichter zu finden, als es zu schneien aufgehört hatte und die Wolkendecke zerrissen war.

Allerdings wühlte sich jetzt schon der winterliche Nachthimmel über die Landschaft, aber der Mond stand über ihm mit voller Scheibe und gefellte sich mit seinen hellen Strahlen zu dem Gesunfer der funkelnden Sterne. So lag denn die volle Helle einer klaren Winternacht auf der Gegend.

Der Knabe sann nach. Er sah sein Unrecht ein und bereute es bitterlich und fühlte, daß er Strafe verdiene und dieser nicht entrinnen könne.

Sollte er aber nach Hause zu seinen Eltern, sollte er zur Schule zurückkehren?

Der Gedanke an die Rückkehr nach Hause erfüllte ihn mit mehr Angst als jener an die Rückkehr zur Schule. War er denn je zu Hause glücklich gewesen? Hatte er jemals dort so glückliche Stunden genossen wie da unten in der Schule an der Seite seines Lehrers, zwischen seinen Kameraden?

Und vor seinen Augen sah er plötzlich mitten im verschneiten Walde die verfallene, ruhige und unsaubere Holzhütte der Eltern, spärlich durch einen Rienspahn erleuchtet, stehen. Er hörte eine scheltende Stimme — die des Vaters, er hörte Weinen und Schluchzen, und das kam von der armen, geschlagenen, mißhandelten Mutter. Er sah sich eintreten, sah den zornig auf ihn gerichteten Blick des Vaters, die immer mehr anschwellende Zornader auf seiner Stirne, die drohend gehobene Hand, die bestimmt war, auf seinen schwachen Leib niederzufallen — er sieht,



wie ein blaßes Weib sich zwischen ihn und diese drohende Faust wirft, er sieht das blaße Weib geschlagen zu Boden sinken. —

„Nein! Nein! — er ruft es, er schreit es, mit gellender, schriller Stimme: „Nein! Nein! Nein!“ Das will er seiner armen, armen Mutter nicht anthun, er will nicht daran schuld sein, daß sie noch mehr geschlagen wird; er will in die Schule, er will sich vor dem Lehrer auf die Knie werfen, er will bitten und betteln, bis ihm verziehen wird, und er will zu Oestern hinaus „zum Land“\*) und zur Kirche und dort in der Kirche vor dem Priester niederstürzen und beichten und stehen, daß ihm dieser, daß ihm Gott verzeihe, was er an seinem guten Lehrer, an seinem Kameraden Schlechtes gethan hat; er will —

Ja, nach der Schule, nach der Schule!

Und da er's denkt, ist schon der Vorsatz zur That geworden, und er arbeitet, athmet und schnaubt mit tiefer Brust, um rasch im Schnee vorwärts zu kommen; er stampft ihn mit den Füßen nieder, um von ihm nicht festgehalten, hier in Nacht und Wald zurückgehalten zu werden, und stürzt weiter, aus dem Walde hinaus, auf den Schlag zu, über den er leuchtend mit Mühsal hinaufgestürzt ist, und sucht nun wieder hinab in seine zweite Heimat, in das Thal, das sich im Mondenlicht klar vor ihm ausdehnt, tief unten die völlig beleuchtete, lichtschimmernde Schule und jetzt —

Einen Augenblick hält er inne und späht und späht scharf hinab in das Thal. Er irrt sich nicht! Dort, wo der große Schlag, den er ganz überblicken kann, zum Berge emporsteigt und wo sich die Wege theilen, deren einen er verfolgt, während der andere zu ihm nach Hause führt, bewegt sich ein Zug Menschen.

Er sieht scharf hin. Er sieht es: dabei ist jemand Großer und mehrere kleinere Gestalten. Der Zug hält manchmal, und wie er ziemlich deutlich ausnehmen kann, sucht der Große an der Spitze des Zuges manchmal nach etwas im Schnee, und die kleineren Begleiter thun ihm's nach.

Entsetzt fährt der Knabe zusammen! Ist das nicht sein Lehrer, sind das nicht seine Kameraden?

Sie sind es, sie sind es gewiß! Sie haben ihn vermißt, sie haben ihn gesucht, sie sind vielleicht bis zu ihm nach Hause und haben ihn dort gesucht und nicht gefunden und jetzt forschen sie nach seiner Spur. Er, der Lehrer, dem er durch seine schlechte Aufführung heute so weh gethan, mißt sich jetzt im Frost und Schnee im Schweiß ab, ihn zu finden, und seine kleinen Kameraden helfen ihm, ihn zu suchen, vielleicht auch sein Feind, der ihm gewiß verziehen hat.

Und dort, dort an dem andern Ende des Thales — kommen dort nicht auch Menschen? Diese kann er allerdings nicht deutlich sehen, denn bis dorthin ist es zu weit — aber er nimmt es deutlich wahr, wie beide Züge sich gegen die Schule heimwärts bewegen. Und nun schreit er auf und schreit wieder und wieder, auf daß sie ihn da unten hören, daß sie es inne werden, daß er da heroben ist, daß er lebt! Aber die unten müssen es nicht hören; er sieht, wie sie langsam aber stetig gegen das Schulhaus zu wandern. Aber er ist ein echtes Holzknichtkind, und so prüft er mit naßem Finger, woher der Wind kommt.

Nun ist ihm Alles klar, der Wind geht vom Thale aufwärts, sie können ihn nicht hören! Und so gibt er das Schreien und Rufen auf und setzt sich in Bewegung. Und je mehr er abwärts zum Thale steigt, desto rascher thut er's, denn er sieht es, wie sich zögernd die Züge heim bewegen; er glaubt auch zu hören, daß man schreit, ihn ruft; er versucht zu antworten, aber er bringt nichts mehr hervor, als ein heiseres, schwaches Gestöhne.

Und so setzt er sich wieder in Bewegung. Von dem Wege ist er längst abgekommen, aber das macht ihm nichts. Das beleuchtete Schulhaus unten im Thale ist weithin sichtbar und, wenn es auch nicht beleuchtet wäre, man sähe es doch im vollen Glanze des Mondes.

Und er stürzt weiter und stolpert und stolpert wieder. Manchmal

\*) Land als Gegensatz zum Graben, als weitergestreckte, ebene Gegend mit Dörfern etc.

ist es es ein verschneiter Baumstoc, der ihn zum Falle bringt, manchmal ein im Schlage liegen gebliebenes Stück Holz, manchmal ein verschneites Erdloch, in das er stürzt.

Oft fällt er mit dem schweißbedeckten Gesichte in den Schnee; manchmal schlägt dieses an das verschneite Holz und er fühlt, wie ihm der warme Schweiß und wohl auch das heiße Blut irgend einer Wunde, von der er nicht weiß, wo im Gesichte er sie sich geschlagen, über dieses fließen. Ab und zu muß er rasen, um Athem zu schöpfen und sich dieses Gemisch von Schweiß und Blut mit zitternder Hand abzuwischen. An dieser sieht er's dann, daß es wirklich Blut ist.

Bei einer solchen Rast sieht er auch, daß die Lichter in der Schule erloschen sind. Das Gebäude ist finster, wie todt. Es gibt ihm einen Riß in's Herz — die unten also glauben ihn todt oder geborgen und haben sich schlafen gelegt. Sie schlafen wohl auch schon fest! Gewiß!

Doch nein! Ein Lichtschimmer blitzt im Hause plötzlich auf; er geht von einem zum anderen Fenster und hält endlich bei einem still. Und bei diesem einen Fenster wird es nun immer lichter und lichter und bleibt es, während die anderen Fenster finster bleiben.

Man will ihm also Zeichen geben, der Herr Lehrer und seine Frau und die Aushelferin! Sie alle wachen und sorgen sich ab, seinetwegen! nur die Kameraden, die wohl vom Suchen sehr müde sein werden, hat man schlafen geschickt.

Aber der Herr Lehrer, dem er so weh gethan hat, und der ihn so lieb hat, wacht noch immer und sorgt sich um ihn!

Dieser Gedanke gibt ihm neue Kraft. Ein paar Sätze macht er mit neubelebtem Muth, dann wird er wieder müde, sehr müde, zum Umfallen und Schlafen matt. Aber er setzt Fuß um Fuß, Schritt vor Schritt, strauchelt und erhebt sich wieder, taumelt weiter, immer weiter, und wie im Traume sagt immer eine Stimme zu ihm: „Geh weiter! Raste nicht.“ Die unten sorgen und härmern sich um Dich!

Er weiß es nicht, wie lang er so geht, taumelt, stürzt und wieder geht. Es dünkt ihm nur wie im Traume, daß er endlich vor einem Hause, ja, thatsächlich vor der Schule hält. Dann fühlt er wieder, wie er getragen wird, wie er dann still liegt und wie ihm dann sehr, sehr heiß wird.

Manchmal in dieser großen Hitze wird es ihm auf der Stirne und auf den Wangen kühler, und ihm ist dann, als ob der Herr Lehrer und seine Frau ihm die Hand aufgelegt hätten. Manchmal wieder ist's ihm, als ob dies seine Kameraden thäten, immer einer nach dem andern, lautlos, wortlos, und als ob sie wie Geister an ihm vorbeihuschten.

Dann wieder wird ihm heiß, sehr heiß, und er prügelt sich mit dem bösen Hans im Zimmer und zerrt ihn an den Haaren und Ohren, bis er plötzlich die Stimme seines Lehrers hört und wieder die Hand auf seiner Stirne fühlt.

„Schlaf Sepper! Schlaf nur, mein armer, lieber Sepper!“ Und diese Worte und die Hand auf der Stirne thun ihm unendlich wohl.

Dann plötzlich sieht er, wie der Herr Lehrer die Frau Lehrerin und auch die Helferin und alle Kameraden um ihn stehen und ihn anlächeln und ihn willkommen heißen, und er fühlt's, wie er sich aufrichtet, und hört es, wie er fragt: „Nicht wahr, ihr seid's mir nimmermehr böse? Keines! Nicht wahr: Keines!“

Und er hört sie Alle „Nein!“ rufen. Zuerst laut, dann immer leiser, leiser, und ihm wird wohl und er streckt sich immer mehr und mehr und mehr —

Und am Lager des armen Sepp stehen sie wirklich Alle; der Lehrer, die Lehrerin, die Helferin und die Kinder und beten und drücken ihm dann die braunen, treuen Augen zu, die jetzt so merkwürdig schauen, und gönnen ihm die ewige Ruhe, die ihm geworden ist.

Er hatte ja keine Minute Ruhe und Rast durch die drei Tage und Nächte gehabt, die verfloßen waren, seitdem man ihn um Mitternacht ohnmächtig von der Schwelle des Schulhauses aufgehoben hatte — nun erst hat er sie gefunden!

Armer Sepp!

## Deutsche Frauennamen.

Von G. Seyer.

(Siehe die Hefte 13—15, 17, 19—23, IX. Jahrg., Heft 2, 9 u. 20, X. Jahrg.)

### Clementine.

Namensstag: kath. 23. November, prot. 23. November.

„Clemens“ heißt „sanft“, daher kommt „Clementine“,

Die zu besingen, froh ich mich erkühne.

Du bist so mild, stets die Gutmüthige,

Wie's schon Dein Name sagt, die „Gütige“,

Die „Sanfte“ auch, wie's And're übersehen,

So steht Du hoch ob allen ird'schen „Schätzen“.

Und, daß ich schließe dieses Lobgedicht:

Viel Clementinen gibt es leider nicht!

Er hat Recht, der launige Verfeschnied, „viel Clementinen gibt es leider nicht“, wenigstens solche, die aus dem engen Kreise der Häuslichkeit herausgetreten sind. Ich kenne nur — und welcher Wiener kenne sie nicht? — zwei dieser Art. Zunächst die berühmte dramatische Sängerin Clementine Schuch-Prozka, ein Wiener Kind, die, seit 1873 am Dresdener Hoftheater angestellt, seit 1875 mit dem Hofkapellmeister E. Schuch vermählt ist. Sodann

die bekannte liebenswürdige Jugendschriftstellerin Clementine Helm, die Verfasserin so vieler reizender Erzählungen für junge Mädchen.

Damit wären wir aber auch zu Ende. Zwar gibt es im corpus juris canonici noch eine ganze Reihe von Clementinen, aber leider sind das keine blühenden Damen, sondern trockene Rechtsätze eines Papstes Clemens. Doch halt! In der Oper „Heinrich der Löwe“ von Kretschmer findet sich wenigstens eine Dichtergestalt dieses Namens. Aber was will das gegen die Reihe von leibhaftigen Clementinen sagen, die noch heute in der Verborgenheit durch ihr stilles, sanftes Wesen ihre Umgebung beglücken? Wenn jedoch auch diese die launische Mode, die schöne, aber etwas lange Namen nicht mag, schon gelichtet hat, so können wir doch die letzte der obigen Reimzeilen durch den Hinweis widerlegen, daß doch sicherlich alle Frauen an sich schon „Clementinen“ sind. Oder sollte gerade das der böshafte Poet haben leugnen wollen? — Ich will es nicht hoffen.



## So möcht' ich ruh'n..

So möcht' ich ruh'n: Mein Grab allein  
Auf einem Cap in's Meer hinein.  
Und über mir, des Schiffers Mal,  
Ein Palmenbaum im Sonnenstrahl —!

Nicht modern öd', wo Grab an Grab  
Endlose Reihen liegt hinab,  
Wo Alles ruht, was lebenslang  
Geflohen ich, um Höh'eres bang —!

Wien.



Und modern nicht in Mauern still,  
Wo kaum ein Vogel flattern will — —  
Doch ruhen, wo mir in's Gebein  
Noch bebt der Lebenspuls hinein:

Das Meer noch schüttert meinen Staub,  
Bis Grab und fels der Wellen Raub  
Und aufgellet einer Möve Schrei,  
Als ob es meine Seele sei —!

Hermann Hango.

Nachdruck verboten.

## Freunde in der Noth...

Von Anna Vogel von Spielberg.

(2. Fortsetzung.)

**D**u mußt Dich eigentlich doch sehr unbehaglich fühlen", sprach sie öfter zu ihm, wenn sie mit ihm allein war, „schon deshalb, weil Du jetzt so wenig Ansehen hast. Aber ich hab' Dich lieb wie früher, und da fränkt es mich, daß man so über Dich spricht.“ Und sie berichtete ihm hierauf in der grausamen Freimüthigkeit ihres Alters alle Reden, die Großmama der Mama beständig wiederholte, ihre Drohungen, und die Insulten. Denn so weit ging die Hofrätthin doch nicht, daß sie ihrem Schwiegersohne in's Gesicht Derartiges gesagt hätte.

Achenthal's getretene Menschenwürde wand sich im Staube, und eine furchtbare Empörung, eine wüthende Erbitterung erfüllten ihn; allein er machte dem nicht Luft — er mußte dazu schweigen: sein Inneres gab ihr Recht — in dem Einen, härtesten Anwurf: daß ein nicht erwerbender und seine Familie nicht erhaltender Mann keine Achtung verdiene. Nur gegen den Vorwurf des Hochmuthes und der Gewissenlosigkeit bäumte er sich auf. Mit tausend Freunden hätte er irgend einen Buchhalter-, Correspondenten- oder Geschäftsleiterposten angenommen, würde ihm ein solcher nur zugänglich gewesen sein. Doch dem falliten Kaufmann stellte — trotz aller Bemühungen — kein Handelshaus an, so lange der über ihn verhängte Concur's nicht aufgehoben war und die Creditverhandlung noch nicht stattgefunden hatte. Dieser in Bangen entgegensehend, verwandte er den größten Theil seiner Zeit auf die Ausgleichsverhandlungen mit dem Concur'smassenverwalter und den Gläubigern, und doch waren ihm die so peinlichen Angelegenheiten noch immerhin erträglicher als der Aufenthalt im Hause, wo ihm jeder Bissen im Munde quoll, angefüllt der finsternen, schweigenden Resignation der beiden Frauen; es war ein rastloser, stummer Vorwurf, der ihn immer auf's Neue niederwarf.

Zu diesen häuslichen Demüthigungen kamen andere, nicht minder qualvolle, hinzu: begegneten ihm Bekannte auf der Straße, so wichen sie ihm bei Zeiten aus, um ihn nicht zu grüßen, oder seinen Gruß erwidern zu müssen. Kam ihm ein Freund von früher her in den Wurf, so eilte derselbe — preßirt und zerstreut thugend, mit stummem Hutziehen oder einem hastigen: „Guten Tag!“ vorüber, in der Furcht, von dem falliten Geschäftsmanne, dem es nun so schlecht gehen sollte, nicht um ein Darlehen gebeten zu werden. Und Einer, der immer sein stiller Feind gewesen war, ein reicher Fabrikant, der wich ihm sonderbarerweise nicht aus, als er ihm einmal den Weg kreuzte. Er blieb im Gegentheil stehen, reichte ihm die Hand, erkundigte sich theilnahmenvoll nach seinem Befinden, drückte ihm sein Bedauern über das Mißgeschick aus, das Achenthal ereilt, versicherte ihm seiner Hochachtung und lud ihn zum Schlusse ein, doch hie und da auf einen Löffel Suppe in sein Haus zu kommen, da er gehört habe, daß es in Achenthal's Hause sehr knapp zugehe und die Frau Schwiegermama eben nicht immer gemüthlich sei, da sie nun für alles aufzukommen habe. Darauf entfernte sich der edle Helfer in der Noth — triumphirend darüber, dem ihm von früher verhassten Manne das Herz durchbohrt zu haben. Und führte ihn der Weg an seinem Geschäftslocale vorbei, sah er es geschlossen, und die großen Siegel des Handelsgerichtes, die auf die Comptoirthüre geklebt waren, so schien es ihm, als würden ihm Brandmaler in sein zuckendes Fleisch gedrückt.

Keine Dual, kein Leid, keine Erniedrigung, die den Sturz aus der Höhe begleitet, blieb ihm erspart. Den Keulenschlag des plötzlich hereinbrechenden Ruins hatte er als Mann ertragen, wenn auch nur in mühsamer Fassung, aber die tausend Nadelstiche, die ihn jetzt noch trafen, die gingen über seine Kraft, unter denen brach er zusammen. Er konnte es nicht länger mehr mitansehen, wie er von aller Welt: von ehemaligen Freunden und Bekannten, sowie von seinen eigenen Leuten als Degradirter, Deflaxirter betrachtet und behandelt wurde. Sein zerrissenes Herz schrie nach Befreiung, nach Erlösung, wollte er nicht zum Selbstmorde schreiten. Und zu alledem stand noch die Ge-

richtsverhandlung gegen ihn in Sicht und seine mögliche Verurtheilung als Creditdar. Denn der entflohenen Wölfe war unauffindbar, Achenthal war aber da — an ihn mußte sich demnach das Gericht halten — an ihn! Wie ein Damoklesschwert schwebte das über seinem Haupte, so schuldlos er auch thatsächlich war. Aber seine moralische Schuld bestand in seiner Liebe zu seinem einstigen Geschäft, in seiner eifersüchtigen Strenge auf dessen Ehre. Hätte er den ersten Wechsel Wölfe's nicht anerkannt und nach eventuellen anderen geforscht, dann wäre er auch vor dem Buchstaben des Gesetzes rein dagestanden, wie vor sich selbst und wie vor Gott. Er hatte das unterlassen, und darin lag seine Schuld.

Je näher der Tag der Gerichtsverhandlung heranrückte, desto näher fühlte er sich dem Wahnsinn. In der Umnachtung seines Gemüthes stand nur Eines fest: er durfte nicht verurtheilt, nicht eingekerkert werden! Dieser letzten, tiefsten Schmach mußte er entweichen!

Und er that es! Er verkaufte das Einzige, was er noch besaß und was nur durch die Vorsorge seiner Frau der Pfändung entgangen war: seine goldene Uhr sammt Kette und seinen Diamantring und floh, als wäre er in Wahrheit ein Verbrecher, über die Grenze.

Es war kurz nach Neujahr, als seine Familie ihn eines Abends vergeblich zum Nachtmahle erwartete.

Statt seiner kam ein Dienstmann mit einem Briefe, darin Achenthal Mittheilung machte, daß man nach ihm nicht forschen möge; er käme erst dann wieder, bis es ihm gelungen sei, im Leben nochmals festen Fuß zu fassen und seiner Familie eine auskömmliche, wenn auch bescheidene Existenz zu bieten; materiell unterstützen aber würde er sie sogleich, sobald er einen Erwerb gefunden. Mit blutendem Herzen reiße er sich los, aber er hoffe zuversichtlich auf ein schöneres Wiedersehen in nicht zu fernem Zeit und befehl sie dem Schutze Gottes, in dessen Hand er auch sein Geschick legte.

Frau und Tochter weinten heftig bei dieser Kunde — die Eine Neue — die Andere Schmerzensstränen, und auch die Hofrätthin ging in sich. Aber sie wußte bald die aufgeregten und betrübten Gemüther der Anderen zu beruhigen, zumal nun Achenthal durch seine Flucht, die Kühnheit, Thatkräftigkeit, Entschlossenheit verrieth, in ihrer Achtung wieder gestiegen war.

Die erste Zeit wurde der Flüchtling sehr vermißt — nicht zum wenigsten von „Null“, der alten Nage. Am meisten aber doch wohl von dem Hunde Krampus. Der konnte sich am schwersten an die Abwesenheit seines Herrn gewöhnen. Traurig und niedergedrückt blieb er die längste Zeit, man konnte sogar Thränen in seinen klugen, braunen Augen wahrnehmen, und wenn die Stunde nahte, wo Ernst Achenthal heimgekommen war, lief „Krampus“ Tag um Tag vor die Thür, in gespannter, sehnsüchtiger Erwartung, um dann bedrückt und resignirt wieder in das Zimmer zurückzukehren.

Agathe war über das Gebahren des treuen Thieres entzückt; ihrer Mutter aber war es peinlich — auf sie wirkte es wie ein ewiger Vorwurf.

Schließlich wurde sie durch die Gewohnheit abgestumpft, ebenso sehr gewöhnte sie sich an des Gatten Fernsein; nur daß sie mitunter doch oft große Sehnsucht nach ihm empfand und im Geheimen für ihn bangte. Wie ging es ihm? Wo war er? Krank oder gesund? In Hoffnung oder in Verzagtheit? Wenn er ihr schon kein Geld zu schicken hatte — von sich hören konnte er doch lassen? Die Gläubiger waren unterdessen mit einem äußerst anständigen Ausgleich von gerichtswegen befriedigt, seine Strasssache schwebte formell zwar noch immer, aber sie mußte nicht so schlimm stehen, denn er wurde nicht steckbrieflich verfolgt — warum also das lange, bange Schweigen?

Und sie zermarterte ihren Kopf in allen Möglichkeiten, und das Bild des Fernen, vielleicht für immer Verlorenen, lebte nach und nach in seinem alten Abel vor ihr auf — befreit von jedem Makel, den sie nun auf sich selbst übertrug und an sich selbst beweinte. Denn sie



hatte ihm nicht Wort gehalten mit ihrem Schwur; sie hatte ihm keinen Halt gegeben in seiner Noth und ihm nicht Treue bewiesen in der Gefahr. Und immer tiefer bohnte sich die Neue in ihr Herz.

Nach vier Monaten kam der erste Brief des Fernen. Er trug den Poststempel einer großen englischen Stadt und enthielt als Einlage einen Fünfundzwanzigmarktschein — die erste Zubeute von seinem ersten Verdienste. Nach langem Mühsal und weiten Irrfahrten war es ihm bei seinen Sprach- und sonstigen Kenntnissen endlich geglückt, einen bescheidenen Posten als Corrector in einer Buchdruckerei zu erhalten, schrieb er, und er hoffe, sich in dieser Stellung zu behaupten. — Der Brief war kurz und beinahe kühl gehalten, und obwohl keine Klage, kein Vorwurf darin stand, ließ sich zwischen den Zeilen Gram und Leid herauslesen, getränkte Liebe, getäuschter Glaube und schmerzliche Sehnsucht nach Weib und Kind und Heim. Das verrieth sich schon aus den Fragen nach dem Befinden Aller, selbst des Hundes und der Katze, ob diese noch im Hause seien. Schließlich grüßte, küßte er sie Alle und bat um rasche Antwort unter seinem fremden Namen, den er in England statt des seinen angenommen.

Heiße Thränen schoßen der jungen Frau in die Augen, als sie diese Zeilen las. Ihr Herz zog sich in bitterem Weh zusammen bei dem Gedanken, daß der 46jährige Mann, der 20 Jahre lang sein eigener Herr gewesen, nun, in einem Alter, wo das Verlangen nach gesteigerter Bequemlichkeit und Behaglichkeit vorherrscht, in das Nichts zurückgeschleudert aus einer angesehenen und sorgenlosen Lebensstellung, in der Fremde vom Neuen den Kampf um's Dasein aufnehmen mußte und in abhängiger, unangesehener Stellung diente — gewärtig, jeden Augenblick von seinem Vorgesetzten gerügt, oder doch unfreundlich behandelt zu werden.

Hätte sie doch in der Zeit der schlimmsten Noth treu zu dem Gebrochenen, von aller Welt Verlassenen gehalten, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, und ihn aufgerichtet und gestützt — er hätte dann gewiß Allem Stand gehalten, hier eine ähnliche, kargliche Existenz gefunden und nicht in bitterste Vereinsamung und in eine für sie so unerreichbare Ferne fliehen müssen. . . Nein, sie wollte nicht daran denken — sie mußte es nehmen, wie es sich gestaltet hatte, wollte sie darüber nicht den Verstand verlieren, daß sie so feig und schwach und selbstkütig gewesen und ihn in seinem Elend allein gelassen hatte.

Und das Geld, das Geld, das blutig erworbene Geld hier, das er geschickt — das brannte ihr in der Hand, wie eine Flamme. Konnte, durfte sie es annehmen, für sich verwenden? . . . Annehmen mußte sie es wohl, doch einzig und allein dem Kinde mußte es zu gute kommen, das eitel, stolz und lernbegierig, schönere Kleider haben und bessere Schulen besuchen wollte. Also für das Kind, nicht für sich selbst. Nicht einen Heller wollte sie davon für sich. Und auch nicht länger mehr von dem Gelde ihrer Mutter leben. Immer hatte sie es besser gehabt als er — nun wollte sie es nicht mehr besser haben! War er ein weißer Sklave — warum sollte sie nicht auch weiße Sklavin sein? War es für ihn gut, daß er sich abmühte in aufreibender Arbeit — warum sollte für sie ein gleiches Los nicht auch gut genug sein? Immer — immer hatte sie es doch noch besser, denn ihr Kind und ihre Mutter waren bei ihr, und die lieben, treuen Thiere, an die er auch gedacht — er aber war allein und einsam, in einem fremden Lande, unter gleichgiltigen Menschen — ein heimathloser Flüchtling.

Ein wahres Lechzen nach der Dornenkrone mühseligen Erwerbes überkam die junge Frau und machte das schwache, weiche, früher jedem Einfluß zugängliche Weib härter gegen sich selbst, fester gegen Andere und zielbewußt.

Sie erklärte der Mutter, daß sie sich um eine passende Stelle umsehen wolle; aber da kam sie schön an. Die Hofrätin entrüstete sich zuerst über diesen Voratz, der einer geborenen von Trautheim unwürdig sei. Ob sie denn nicht genug für alle Drei habe, zumal nun endlich auch Achenthal seine Pflicht in beschränktem Maße erfüllen und den Seinen allmonatlich eine Zubeute schicken werde? Da ließe sie sich eher auf das Rad schleiten, ehe sie zugäbe, daß ihr einziges Kind, die Tochter einer geborenen Frein von Wolkendorf, einen Dienst annehme. Als das aber bei der plötzlich so hartnäckig gewordene Constanze nicht verfiel, verlegte sie sich auf's Bitten und beschwor sie, ihr den Affront nicht anzuthun, daß man ihrer leiblichen Mutter noch nachsagen könne, sie zehre ihre Gelder selber auf und zwänge ihre Tochter zu einem jämmerlichen Erwerbe.

Constanze empfand Mitleid mit der von Vorurtheilen verblendeten alten Frau, allein sie ließ sich in dem einmal gefaßten Entschlusse nicht wankend machen und handelte im Stillen danach, es der Zeit überlassend, daß sich die Mutter mit der vollzogenen Thatsache befreunde.

Sie war klug genug zu erkennen, daß sie, der jede praktische Ausbildung fehlte, nicht erwarten dürfe, durch ihre oberflächlichen Sprach- und Musikkenntnisse ihr Fortkommen zu finden und sah sich daher nach einem Beruf um, bei dem es weniger auf gebiegene bestimmte Vorkenntnisse ankam, als vielmehr auf eine gewisse allgemeine Bildung. Den konnte sie nur entweder als Gesellschafterin oder als Beamtin finden, und Letzteres schien ihr als eine gesicherte Existenz erstrebenswerther.

Sie legte ihren Stolz und ihre Scheu ab und erschien bei einflussreichen Bekannten von früher her als Wittstillerin um Protektion, da sie wohl wußte, daß ohne eine solche nichts zu erreichen war. Sie machte viele vergebliche Wege und viele Fehlbitten, bekam aber doch auch von manchen Seiten gewichtige Empfehlungen an noch gewichtigere Persönlichkeiten, bei denen sie vorstellig und mit dem gnädigen Bemerkten: in Vorwerk genommen zu werden, entlassen wurde. Wochen-

lang lief sie sich zur tiefsten Indignation der Hofrätin die Füße ab, um dann einem peinvollen, monatelangen Harren preisgegeben zu sein. Eines Tages stellte sich aber doch der Erfolg ihrer früheren Bittgänge ein, und sie erhielt die amtliche Berufung, den angesuchten und ihr hiemit verliehenen Dienst als Hilfsbeamtin bei dem k. k. Postamte im so und sovielen Wiener Gemeindebezirke anzutreten, um sich zunächst in ihren Dienstesobliegenheiten unterrichten zu lassen.

Nach kurzer Instructions- und Probezeit versah sie voll Eifer und Pflichttreue ihren Dienst, der mühsam, aufreibend und gering entlohnt war. Aber sie nahm ihn gern auf sich und ermüdete nicht, wenn auch ihre frischen Farben verblaßten, ihre hübsche Gestalt abmagerte, ihre Augen den klaren Blick verloren. Dafür fühlte sie sich stolz, erhaben, glücklich in Herzen, und ihr Lohn waren die immer wärmer werdenden Briefe ihres Mannes, in dessen Augen sie durch ihre That so hoch stieg, daß er sich vor ihr neigte. Er war Mann und den Kampf gewöhnt; doch sie, die zarte, schwache, verwöhnte Frau, die kluglos einen so schweren Dienst erfüllte — sie war eine Heldin.

Abwechselnd Tag und Nacht in Anspruch genommen, blieb ihr doch noch die Zeit, für das Wohlergehen ihres Kindes zu sorgen und dessen Fortschritte im Lernen zu beaufsichtigen. Aber Agathe, größtentheils doch mit der Großmama allein, schloß sich allmählig ganz an diese an.

Die Hofrätin, die sich mit dem fait accompli noch immer nicht befreunden wollte, wälzte ihre ganze Empörung darüber einzig und allein auf den fernem Schwiegersohn, weil er nicht Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um mehr für seine Familie zu thun, auf daß sein armes Weib sich nicht „so schinden und radern“ müsse, und sah in ihm nun obendrein auch einen herzlosen Barbaren.

„Ja, siehst Du, liebes Kind, es wäre nicht nothwendig gewesen, daß Alles so kam, Ihr nun in Elend sitzt und Deine arme Mutter sich jetzt so quälen muß. Wäre Dein Vater nicht so vertrauensselig gewesen, so hätte er diesen Schwindler Wölfel nicht mit einer Vollmacht betraut. Und wäre ihm sein Geschäft nicht so an's Herz gewachsen gewesen — viel mehr als seine Familie — so hätte er sich aus blinder Liebe dafür nicht an den Bettelstab gebracht. Wenn Einer ein ganzer Mann ist, so liegt ihm in erster Linie das Wohl seiner Familie am Herzen. Aber Dein Vater hatte mehr Geschäftsliebe als Familiensinn, und das rächt sich leider immer an den Unschuldigen! In diesem Falle an Euch, meine armen, lieben Kinder. Von Deinem Vater ist das unverzeihlich — unverzeihlich, und ich werde es ihm nie vergeben!“

In dieser Weise sprach die alte Dame in ihrer Erbitterung unaufhörlich zu der Enkelin und untergrub damit in dem frühreifen, ein wenig herzensstarken Kinde die Pietät für den Vater ebenso, wie sie die Sehnsucht nach ihm erstickte. Agathe gewöhnte sich daran, in ihm einen fehlerhaften Menschen zu sehen, der ihr fremder und fremder wurde, und dem sie grollte, weil er ihre schöne, liebe Mutter zu anstrengender Arbeit verurtheilt hatte und sie Beide zu Entbehrung und Einschränkung.

Wäre es nach ihrem jungen Köpfschen gegangen — sie hätte ihm sehr wenig Briefe geschrieben, und die Großmama hätte nicht viel dagegen eingewendet. Aber in dieser Hinsicht verstand Mama keinen Spaß und zwang das undankbare, eigenwillige Mädchen allmonatlich, wenn Vaters Geldsendungen kamen, zu einem längeren Briefe, den sie selbst dictirte, nachdem die ersten selbstständigen Conzepte der Kleinen gar so flüchtig und nicht eben zärtlich gewesen waren. Später fand Agathe doch einiges Vergnügen an diesen Episteln, da sie im Lernen große Fortschritte machte, besonders einen guten Styl hatte, auf den sie stolz war, und womit sie dem entfernten Vater nicht so sehr Freude machen, als vielmehr imponiren wollte. Da weigerte sie sich auch, nach dem Dictat der Mutter zu schreiben, sie wollte durch ihr eigenes Licht glänzen und fand bei diesem Begehren eifrige Unterstützung durch die Großmama. Constanze gab zwar nach, doch ließ sie sich die Revision dieser Briefe nicht nehmen, was meist zur Folge hatte, daß die kleine Stylkünstlerin ihre Episteln noch einmal verbessert verfassen mußte, denn erbarmungslos strich ihr Mama oft die allerschönsten Stellen did mit Tinte weg, wenn dieselben sentimentale Anspielungen im Hinblick auf Eins und Jetzt oder sonst tränkende Bemerkungen enthielten, die den armen Vater hätten schmerzen müssen. Der arme, vereinsamte, schwerkgeprüfte Mann durfte nicht durch sein eigenes, einziges Kind verletzt werden; aus diesem Grunde mußten Agathens Mittheilungen immer nur von Zufriedenheit und Behaglichkeit berichten, die aber nur durch die Abwesenheit des Vaters beeinträchtigt wurde, und immer mußte sie mit Ausdrücken der Sehnsucht und Liebe schließen, sowie der Hoffnung auf ein baldiges frohes Wiedersehen.

Ähnlich schrieb sie auch der Vater an Frau und Kind, und regelmäßig, mit größter Pünktlichkeit, trafen in den ersten Tagen jeden Monats seine sich langsam vergrößernden Geldsendungen ein, und immer fröhlichere Hoffnung, seine Lieben bald zu sich berufen zu können, sprach aus seinen Zeilen.

Constanze freute sich darauf und hoffte, harrte — still und geduldig. Agathe aber war von dieser Aussicht nicht entzückt. Papa sollte lieber selbst zurückkommen. Sie wollte nicht in das ferne Inselreich zu den komischen Engländern, die alle närrisch seien; sie wollte in Wien bleiben, das sie abgöttisch liebte. Sie wollte auch nicht von der Großmama weg, und diese — nun, die würde lieber sterben, bevor sie Wien verließ.

Die Kleine war aber klug genug, diese Ansichten vor der Mama zu verbergen. Sie begriff dieselbe überhaupt nicht: die trieb ja plötzlich einen wahren Cultus mit Papa, und der hatte sich doch eben nicht besonders rücksichtsvoll und väterlich gegen seine Leute erwiesen. Also

**Große Preis-Concurrenz der „Wiener Mode“ mit Preisen im von 10.000 Kronen.**

(Siehe ausführliches Programm in Heft 13.)



wäre ihm Mama auch nicht solche Rücksicht und schon gar nicht eine so große Liebe schuldig, daß sie sich danach sehnte, mit ihm wieder vereint zu sein im fremden Lande. Konnte man denn dort auch leben wie in Wien? Ihr schien es undenkbar. Ach, warum war sie nicht an Mama's Stelle? Da hätte sie mit allen Mitteln den Papa bewogen, wieder zurückzukehren nach der Heimath in der schönen Kaiserstadt an der Donau. Aber sie war nur ein Kind, das gehorchen mußte, wenn die Eltern es so und nicht anders wollten, und deshalb mußte sie sich fügen. Wäre sie groß und selbstständig gewesen, dann zöge sie um alle Schätze der Welt nicht nach England, sondern bliebe zurück bei ihrer süßen Großmama, so leid es ihr auch um die liebe, gute Mama thäte.

Diese Geständnisse legte sie Tag für Tag der Hofrätin ab, mit der sie völlig eines Herzens, eines Sinnes war, und darin fand die alte Frau ihren Trost, ihre Entschuldigung für alle die Leiden der veränderten Umstände und ihr Glück.

So schwanden drei Jahre hin — drei lange, schwere Jahre für die getrennten Gatten, die in Sehnsuchtsqualen, Sorgen und Mühen den harten Kampf um die Existenz führten, und wieder nahte der Frühling heran mit Regengüssen und auf Sturmesschwingen Erlösung bringend der im Winterfroste erstarrten Erde.

Es war an einem Vormittag im März. Nach einigen schönen, kalten Tagen, war in der letzten Nacht wieder Schnee gefallen, der beim Erwachen der Großstadt die Straßen

und die Dächer mit zollhoher Schichte bedeckte. Am Morgen aber stellte sich plötzlich ein heftiger Regen ein, der einige Stunden anhielt und den Schnee zum Schmelzen brachte, die Straßen in ein braunes Rothmeer verwandelnd. Dann heiterte das Firmament sich plötzlich auf, die Sonne brach in strahlendem Glanz hervor, um später wieder schweren dunkelgrauen Wolken Platz zu machen, die ein plötzlich einsetzender Sturm zusammentrieb, und so ging es nun fort: abwechselnd Sonnenschein und Regen bei niedriger Temperatur.

Es mußte auf eif' Uhr gehen, und die Hofrätin war allein daheim; ihre Tochter weilte im Amte beim Vormittagsdienst, der bis drei Uhr währte, und ihre Enkelin in der Schule, aus welcher sie zur Mittagsstunde heimkehren sollte. In der kleinen, dunklen Küche handirte die Bedienerin heute wieder einmal mit besonders verdrossenem Gefühle und verbittertem Gemüthe geräuschvoll herum, daß Alles nur so klorre und herumflog — offenbar hatte ihr betrunkener Mann sie zum Frühstück wieder einmal braun und blau gepöngelt.

Die Hofrätin befand sich im zweiten Zimmer, welches seit Achensthal's Abreise als gemeinsame Schlafstube galt, während das erste als Wohngemach benützt wurde, und legte sich wie alltäglich, so sie allein war, Patience. Die alte, graue „Mulli“ lag schlafend vor dem geheizten Kachelofen, und „Krampus“, der Pudel, benahm sich ganz verrückt, die alte Frau fortwährend störend.

(Schluß folgt.)

### Correspondenz der „Wiener Mode“.

Madame Gisa G. Rita ist die Abkürzung von Margherita, der italienischen Version von Margarethe.

Abonnetin Flora. Wie wir darüber urtheilen, wenn ein junges Mädchen einem jungen Geistlichen gegenüber sich einen Aprillscherz erlaubt? Daß sie sich sehr unpassend benommen hat und eine ernste Rüge verdient.

Linchen in G. Sie und Ihre „geschichtskundige“ Freundin sind beide im Irrthum. Ludwig XV. war weder der Sohn noch der Enkel, — sondern der Urenkel Ludwig's XIV. — „Eiserne Maske“ nennt man einen durch eine schwarze Maske verlappten Gefangenen aus der Zeit Ludwig's XIV., dessen Name, Stand, Herkunft und Verbrechen noch jetzt in ein mysteriöses Dunkel gehüllt sind. Er saß erst lange Jahre in der Festung Pignerol und kam 1698 in die Bastille, wo er 1703 starb.

Incognito, Trieste mit sechs Ansichtskarten. Sie schreiben sehr lustig unter anderem:

„Ich möchte an besonders idyllischen Stellen Tafeln mit der Aufschrift besetzen: Hier ist das Dichten bei Strafe verboten“, oder: „Dieser Bach darf nicht besungen werden“. Ich habe Dich nie gefragt, welche Hand man einem jungen Mann gibt, der, obwohl vorgestelt, nie grüßt, oder was ich dem Bräutigam meiner Freundin zu seiner silbernen Hochzeit schenken soll, auch nicht, womit die Venus von Milo sich die Sommerproppen und den Schnurrbart vertrieben hat. — Solche Tugenden muß doch belohnt werden.“

Ei gewiß, aber solange Sie incognito bleiben, ist es schwer, Ihnen die Belohnung zukommen zu lassen.

N. B. 20. Dunkelblauen Cheviot wäscht man folgenderweise: Man kocht ein Liter Roggenmehl in reichlichem weichen Wasser auf und läßt es gehörig abkühlen und wäscht dann das Kleid 2—3 Mal darin, spült es in klarem Regenwasser, bis alle Mehltheilchen entfernt sind und trocknet es im Zimmer.

Frau Rittmeister M. in Budapest. Ihre Anfrage wollen wir bei Einsendung von Nummer und Adresse und Portospesen gerne brieflich beantworten, unser Inseratentheil gibt auch gewünschten Aufschluß.

Trene Abonnetin Gerta. Sie können doch unmöglich vermuthen, daß wir strenger als Ihre Mama sein und etwas als unpassend bezeichnen werden, was diese erlaubt hat. Wenn Sie trotzdem Zweifel haben, können Sie die Sache ja unterlassen. — Ungleichfarbigen Haaren gleiche Färbung zu geben, ohne ein Färbemittel anzuwenden, scheint uns unmöglich. Finden Sie übrigens nicht, daß darin ein pikanter Reiz liegt? — Gegen den herabhängenden Zopf haben wir nichts einzuwenden; bei jedem Sport ist das Zweckmäßige und Bequeme auch immer das Schönste.

Abonnetin in Witten. Da hilft nur chemische Reinigung. Lohengrin. Kurze Ärmel sind unmodern; wenn Sie aber doch lange Handschuhe tragen wollen, müssen Sie Schoppenärmel wählen.

Wißbegierig. In dem Worte „Lappalie“ liegt die Betonung auf der zweiten Silbe.

N. S. 2416. Ein Handfuß kann nie gegen die Etiquette sein, wenn man mit der Dame genügend bekannt ist, um sich einen solchen gestatten zu dürfen.

Rittersporn. Sagen Sie es Ihrer Mutter. Mamselle Mitouche. Die jetzigen Reitkleider haben keine Schleppe; sie sind vollständig fußfrei und werden beim Absteigen vom Pferde nur seitlich mit einer Schlinge und einem Knopf gehoben, da die für das Knie bestimmte Wölbung die Form des Rockes beeinträchtigt. — Gegen das Ausreiten in Gesellschaft eines Cousins, auch wenn er Lieutenant ist, finden wir vom Standpunkte der Etiquette nichts einzunehmen. Daß Sie uns als „Dant“ ein Gedicht einsenden, betrachten wir als Zeichen der zunehmenden Verwilderung der Sitten. Wenn Sie es noch einmal thun, werden wir uns fürchterlich rächen, indem wir das Gedicht abdrucken.

Verzweifelte. Da kann nur ein Arzt helfen. Halbtrauer. Halbtrauerkleider sind entweder grau oder schwarzweiß; da gibt es keine Mode.

Besonders schöne Karten und Verse sandten Ilse aus Brünn; Elise Jalesch, Helfingberg; Stephanie Gräfin W. . . . .; Salpetererl von Jühl; Frau Kegler aus Nürnberg; Alceblättchen v. Wieselthal; C. K. aus Mostar; Julie K. . . .; Raudegg; Franziska S. Pyedor, Bosnien; Emma Hofer, Buda; A. aus Grubova; Josefina Hellmann, Weiten; L. S. Paderdorf; Hedwig Friedländer, Klagenfurt; A. D. S. und Hel. G. in Jaroslau; M. Bad, Johannisbrunn; Abonnetin, Sauebrunn-Wilin; Gusti Grund, Wertha; B. U., Kainiser Platte; C. K., Nagusa; Minna M., Karlsruhe; Frau v. B. . . .; Paris; Frau Oberleutnant J. . . .; Sternberg; Elsa Goulich, Grütlich (3 Karten); Heartette V., Semlin; J. M., Schloß Sinala (3 Karten); Marie M., Trieste; Sidi W., St. Stefan; Sonnenwirthsdöckerlein, Innsbruck; Leopoldine Suetana aus Wien von der Wartburg auf Karlsruhe u. s. w.; Valerie Silvert, München; Ein Görzer Diendl; L. 21, Neubau; Anna Bauer, Dörfau; Ceina und Elsa Hübler, Bad Wurzeldorf; Carla Jagwayer, Waldegg; v. A. A.; Adele P. . . .; Zürich; M., Halle a. Saale; Friederike Gayka, Waldhofen a. Jbbs; Martha Ullig, Buchholz; Mici M., Agram (4 Karten); festsche Abonnetin Thelma M., St. Veit (4 Karten); Paula Gutmann, Mühlbach; Mizi Sch., Trieste; J. W., Bozen; Marie S. . . . .; Eisenstadt; Gisela M. . . .; Stadt Steyr; A. Bergler; S. Frank aus Scheibhausen; Doris Wenter, Austerlitz; Mizi Jungwirth, Gräs; Emi Schmid, Neusiedl; J. K., Viala; M. S., Helligentzug; A. I. W. . .; Saag; W. v. Seeman, Sillian; L. Broggritter, Soch in Anstalt; C. Alice W., Linz; Brünnerin, Karlsbad; Betty F. . . .; Parashia; Elsa Frank aus Gablony; Landmann, Eggenberg; M. E. Keltitz, Florenz; Frau Eugenie, Wighardt; Gyula Hofmann, Kesthely; Lydia v. Hofenberg; M. E., Adolfsweh; Danila, Eßegg; Treue Leferin, Auerndorfer; Olga Wenes, Laibach; N. S., Agram; Kohlschöckel v. Brennerbad; Käthe Kohl, Chemnitz; S. S., Freiwaldau; Dora S., Geynowitz; K. S. vom Bundesjäger in Nürnberg; Frau S. Mayer aus Rotterdam; S. G., Gastein; Margarethe Beder, Leipzig; A. Richter c., Solingen; Dichter, Preßburg; Abonnetin Gannstadt; Louise u. Vertha M. . . .; Mautern; C. S. und D. K., Brunn; Antonie Schröder aus Hamburg; Charlotte Kraus, Mian; Langjährige Abonnetin vom Schulverleasest Salzburg; Vertha, Rögler, Teplitz; Mizi B., Reichenhall; Abonnetin Hannover; A. der Spah, Mähr-Schönberg; Verchererin, Frauenberg; Treue Abonnetin, Krakau (1 Stück); Louise L. Trient; Frau M. Kattman, Johannesburg, Transvaal; Mimi von Schliersee; Germinie v. Waraby, Waldegg; Hanna Reher, Nürnberg; A. G., Waldhofen; Abonnetin, Schloß Eiboly; Frau Ingenieur Gianelli Chin; Hönig, Teplitz-Schönan; Dora Fischer, Kammern; M. v. W., Arnfels; Wilder Beitrag, Klb.; C. K., Bad Jilze, Bosnien; Viktrig a. Postein, Krakau i. B.; Anna Ullmann, Karlsbad; Neunjährig, Wien i. B.; A. B. u. S. W.; Salzburg und Witzelsberger, Siebenbürgen; Juliana, Kofstad; Frau v. Harber, Wiesbaden; M. Bader, Mühlheim a. d. Ruhr; Minna v. Trautthal; Frau G. Wöllinger, Nürnberg; Landmännin Sarajevo; Anne Bauer, Dörfau; Amanda und Martha, Hamburg; Frieda Vid, Berlin; Gaardian, Hertelsbad; Franis-Glub, Rindberg.

Neugierige in Linz. Warum die Damen bei der Heirath die Namen der Männer annehmen? Weil die Männer nach den barbarischen Gesetzen unserer Reiche die Häupter der Familien sind, denen sich die Frauen einzufügen und unterzuordnen haben. Aber wissen Sie vielleicht warum es Mutterprache heißt und nicht Vaterprache, warum Vaterstadt und nicht Mutterstadt? Weil, wenn die Mutter sprach, war der Vater stad, (still).

Adolfa Jospovna in Selce, Rußland. Ihre selbstgezeichnete Karte mit den Versen hat bei uns große Heiterkeit erregt.

Eugenie Nebhan in Pottenstein. Dank und Gruß.

M. Müller in Solingen. Wir danken herzlichst für die Karte mit Ansicht der Kaiser Wilhelms-Brücke bei Münzstein, die Sie uns am Eröffnungstage zusandten.

Schwester der Pianistin in Reichenberg Herzlich willkommen.

Rosert vom Wörthersee, Velden. Wir stimmen Ihnen bei:

Ein gutes Gericht ist auch ein Gedicht.

Aber Ihre Verslein sind doch ganz lustig. Zu Ihrem glücklichen Brautstand unsere besten Wünsche.

B. v. Lychow in Salzburg. Sie können die Karten ganz nach Belieben senden. Größeren Werth haben sie für uns beschrieben und abgestempelt.

Kienberg. Die „Wiener Mode“ kostet nach Rußland fl. 2.25 vierteljährlich bei Francozusendung.

Schottenfeld 39. Fettig glänzende Haut behandelt man mit Reismehl.

H. P. Das Waschen von waschledernen Handschuhen erfolgt in lauwarmem Wasser mit viel Seife und ohne Nachspülen mit kaltem Wasser. Sind die Handschuhe halbtrocken, so werden sie mit einem Hand- schuhdehner in die richtige Form gebracht. Die gestickte Decke waschen Sie in einer Essiglösung.



# Schweizer Seide ist die Beste!

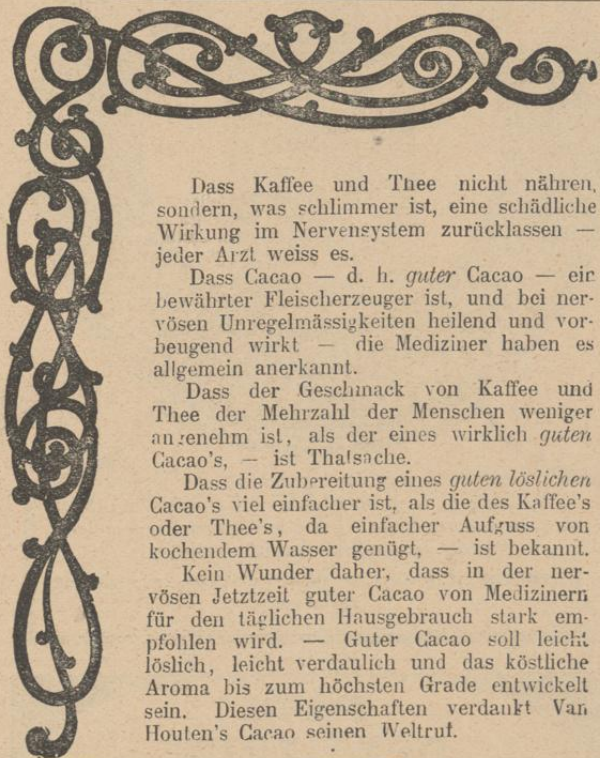
Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig, von 35 kr. bis fl. 12.50 per Meter.

Specialität: **Neueste Seidenstoffe, für Damentoilletten.**

**= Directer Verkauf an Private. =**

Wir senden die gewählten Seidenstoffe zoll- und portofrei in die Wohnung in jedem beliebigen Quantum.

**Schweizer & Co., Luzern, Schweiz**  
Seidenstoff-Export.



Dass Kaffee und Thee nicht nähren, sondern, was schlimmer ist, eine schädliche Wirkung im Nervensystem zurücklassen — jeder Arzt weiss es.

Dass Cacao — d. h. *guter Cacao* — ein bewährter Fleischerzeuger ist, und bei nervösen Unregelmässigkeiten heilend und vorbeugend wirkt — die Mediziner haben es allgemein anerkannt.

Dass der Geschmack von Kaffee und Thee der Mehrzahl der Menschen weniger annehm ist, als der eines wirklich *guten Cacao's*, — ist Thatsache.

Dass die Zubereitung eines *guten löslichen Cacao's* viel einfacher ist, als die des Kaffee's oder Thee's, da einfacher Aufguss von kochendem Wasser genügt, — ist bekannt.

Kein Wunder daher, dass in der nervösen Jetztzeit *guter Cacao* von Mediziner für den täglichen Hausgebrauch stark empfohlen wird. — *Guter Cacao* soll leicht löslich, leicht verdaulich und das köstliche Aroma bis zum höchsten Grade entwickelt sein. Diesen Eigenschaften verdankt Van Houten's Cacao seinen Weltruf.

## Löwy & Herzl, Wien, VI., Mariahilferstrasse 45 (Hirschenhaus).



2811 **Bauchmieder**

Grösstes u. elegantestes Wiener Mieder-Atelier.

Denkbar grösste Auswahl aller Sorten Mieder. **Bauchmieder.**

Das beste u. Vortheilhafteste für **stark-leibige** und **unterleibsleidende** Damen, sehr angenehmes und bequemes Tragen, verleiht d. Körper eine schlanke Figur, wird von Professoren u. Aerzten best. empfohlen. Preis in grau u. Crème fl. 12. bessere Ausführung von fl. 14—20.

Maass über's Kleid genommen: **A-B** Taille, **C-D** Umfang von Brust u. Rücken, **E-F** Hüftenweite, **G-H** Höhe unter dem Arme bis zum Schluss, **H-I** Planchettenlänge.

Bestellungen nach Maass binnen 24 Stunden.

Versandt nur gegen Nachnahme. Nicht convenirendes wird bereitwilligst umgetauscht. 2809

## Stickerei-Material.

Waschechte **Baumwoll-, Seiden- u. Leinen-Garne** in allen Stärken und Farben, sämtlich **D.M.C.-Fabrikat**. Ferner **D.M.C.-Strick- und Häkel-Garn**. Grosses Lager v. Stickereistoffen. Angefangene Stickereien. **Lehr- und Musterbücher** für alle Arten weiblicher Handarbeiten. Preisocourant und Muster auf Verlangen franco.

Maison **TH. de DILLMONT** (Comptoir alsacien de Broderie)  
WIEN, I. Stefansplatz 6. 2888

## Carl Oswald & Co

Fabrik und Niederlage von

**Bronce-Lustern für Gas und electrisches Licht.**

Wien, III., Seidlg. 23.

Prag, Bredauerg. 13.

Nichts erhöht mehr den Effect eines jeden Damenkleides und erhält es länger brauchbar, als

**Mann & Schäfer's**

gesetzl. geschützte

**Rundplüsch-Schutzborden.**



Dieselben gleichen einem Sammet-Paspoil, sind aber nicht mit Gomme zusammengeklebt, sondern mit einer kräftigen Litze unlösbar fest verflochten und erfreuen sich einer grossen Beliebtheit nicht nur bei Wiener Damen, sondern auch in Paris, London etc. Man kaufe principiell nur solche Waare, die unsern Namen trägt.

Fabrikanten:

**Mann & Schäfer,**  
Barmen.



## Ferd. Sickenberg's Söhne

Wien, Prag, Budapest.

**Färberei** für Damen- und Herrenkleider jeder Art aus Wolle, Seide und Sammt, Möbelstoffe, Teppiche.

**Chemische Wäscherei** für Herren- u. Damenkleider im ganzen Zustande, Möbelstoffe, Gardinen etc.

**Druckerei** für zertrennte Woll- und Seidenkleider.

Haupt-Niederlage:

Fabrik:

Wien, I., Spiegelgasse Nr. 15.

Wien, XIX/2, Nussdorf.

Filialen: in allen Wiener Bezirken und grösseren Provinzstädten.

**Fleckwasser** (Carolineum) geruchlos, vollständig gefahrlos, nicht entzündlich. Per Flasche 60 kr.

Telephon Nr 609, 610, 7818 und 8289.

2722

Bitte Firma und Adresse genau zu beachten wegen Missbrauches!

## Leichner's Fettpuder und Leichner's Hermelinpuder Leichner's Aspasiapuder.

Beste Gesichtspuder, festhaftend, machen die Haut schön, rosig, jugendfrisch, weich; man sieht nicht, dass man gepudert ist. Auf allen Ausstellungen mit der goldenen Medaille ausgezeichnet; im Gebrauch beim höchsten Adel, der ganzen Künstlerwelt. — Zu haben in allen Parfümerien. — Man verlange stets: **Leichner's Fettpuder, L. Leichner**, Lieferant der königlichen Theater, Berlin.

2872



**KLEINERT'S GEM.**  
Reiner Gummi, Sammet finish, und Batist-Bezug.

Die besten  
**Schweissblätter**  
glatt anschliessend  
sind die von

**KLEINERT**

**KLEINERT'S AMBASSADOR.**  
Stockinet ohne Naht.

Reichliche  
Grössen

Durchschnittlicher Verkauf  
**72,000 Paar pro Tag.**  
Eine Garantie mit jedem Paar.  
Zu haben in allen grösseren Schneiderzugehör-Geschäften.  
Wo nicht erhältlich, wende man sich an den  
General-Vertreter:  
**SIGMUND KULKA,**  
Wien, I., Maro-Aurelstrasse 9.




AKTIENGESELLSCHAFT FÜR TEXTIL-INDUSTRIE

**BAUMWOLLE**  
**SEIDE & LEINEN**  
ZUM  
NÄHEN · STICKEN · STRICKEN · HÄKELN  
500 FARBEN

**D.M.C.**  
DEPONIRTE FABRIKMARKE

SPEZIALITÄT WASCHECHTER FARBEN  
MATERIAL 1<sup>re</sup> QUALITÄT  
FÜR  
WEIBLICHE HANDARBEITEN

VORMALS DOLLFUS-MIEG & CO. MULHAUSEN-BELFORT

Zahnwasser, Zahnpasta, Zahnpulver

**DENTIFRICES**



**DOCTEUR PIERRE**  
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Hygienische absolut säurefreie Präparate.  
Berühmt durch Ihre aromatischen und antiseptischen Eigenschaften  
Überall erhältlich

**LOHSE'S**  
**Maiglöckchen**

— Taschentuch-Parfüm — Seife —  
Puder — Toilette-Wasser — Brillantine  
— Eau de Cologne. —

Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders  
**Gustav Lohse**  
Berlin, 45/46 Jäger-Strasse.

In allen Parfümerien, Galanterie-Geschäften, Apotheken,  
sowie bei allen Coiffeuren Oesterreich-Ungarns käuflich.

**FERRATIN**



ist ein wirksames Mittel gegen  
**Blutarmut und Bleichsucht**

Ferratin regt den Appetit an und fördert die Verdauung; nach überstandener Krankheit bewirkt es bald ein besseres Aussehen und meist, zumal bei Kindern, aussergewöhnliche Gewichtszunahme.  
Ferratin ist in allen Apotheken und Drogengeschäften zu haben.

**PÂTE DENTIFRICE**  
**GLYCÉRINE**  
Zahn Pasta, Schönheit der Zähne  
**GELLÉ FRÈRES**  
6, Avenue de l'Opéra, 6  
**PARIS**

3069

Seit mehr als 100 Jahren  
ist das beliebteste Parfüm  
der feinen Welt

**N° 4711 Eau de COLOGNE**  
(Blau-Gold  
Etiquette)

von  
**Ferd. Mühlens**  
N° 4711 · Köln a/Rh.

In allen feinen Parfümeriegeschäften zu haben.





# Für Haus und Küche.

Küchenzettel vom 1.—15. September.

Die in Klammern gedruckten Speisen können bei einfacheren Menüs weggelassen werden.



Mittwoch: Frittatensuppe, (Carfiol mit Butter), Kaninchenringe\*) mit Preßkohl und Kartoffeln, Zwetschenkuchen.

Donnerstag: Griesnockerln in der Suppe, (Appetitbissen), Hirschbeefsteak mit Salzgurken, Apfeltorte.\*\*)

Freitag: Bohnensuppe, (gestürzt Gemüse), Fisch mit Essig und Del, Halternudeln.

Samstag: Fledersuppe, (gefüllte Kohlrüben), Rindfleisch mit Tomatenauce (Paradeis) und Kartoffelschmarren, Käse.

Sonntag: Leberknödelnsuppe, Hühnerpastete siehe „Kochkunst“, (Rindfleisch mit Gurkenalat), Rebhühner mit Rothkraut, Nusstorte.

Montag: Fleischtscherln in der Suppe, (gebäckenes Bries mit Kohlrüben), Safibraten mit Nudeln, Melone.

Dienstag: Französische Suppe, (Salmischnitten), Rumpsteak mit gesäuerten Bohnen, Zwetschenkoch.

Mittwoch: (Feiertag.) Brandkräpfchen, (glasierte Rebhühner\*\*\*), Entenbraten mit Krautsalat, gesulzte Pfirsiche.

Donnerstag: Entensuppe mit Kaiserknödeln, (Barentagen), panirte Kalbschnitzel mit gedünsteten Kohlrüben, Apfelfoch siehe „Kochkunst“.

Freitag: Kartoffelsuppe, (abgeschmalzene Kürbisse), Bacfisich mit Erdäpfelsalat, Zwetschenkudeln.

Samstag: Reissuppe mit Käse, (Maiskolben mit Butter), Rindfleisch mit Kohl, Grieschmarren mit Compote.

Sonntag: Briesuppe, gefüllte Gurken, (Filet mit kalter Garnitur), gebratener Hasenrücken mit Marillenrösler, Cremeschnitten.

Montag: Leberpuréesuppe, (Nisibisi — mit conservirten Erbsen —), Schweinscotelettes mit neugesäuertem Kraut, englischer Pfirsichkuchen.

Dienstag: Schwammuppe, (gebäckenes Hirn mit Kohlrüben), Fichelfleischerfleisch\*\*\*\*), Scheiterhaufen.

Mittwoch: Knödelnsuppe, (Kalbszunge mit Birnenjast), Ränderbraten mit Nockerln, Melone.

\*) Kaninchenringe. (Auf Verlangen.) Man löst die Rückentheile von 4 Kaninchen vorsichtig aus, spickt sie zierlich mit Speck und dreht sie rund; legt in jedes dieser Stücke eine geschälte Zwiebel, die den Ring ausfüllt und befestigt sie mit Holzstiftchen, damit sie gut zusammenhalten. Sodann läßt man in einem Casserol Speckscheiben, 2 zu Scheiben geschnittene Zwiebeln, 2 gelbe Rüben und ein wenig Thymian und Lorbeerblatt warm werden, legt die Fleischringe darauf, gießt  $\frac{1}{4}$  Liter Suppe daran, bedeckt sie mit gut gebuttertem Papier und lasse sie  $\frac{3}{4}$  Stunden langsam im Rohr dämpfen. Will man sie goldgelb haben, so muß man ihnen zum Schluß jäh Farbe geben. Man richtet sie französisch an und gibt den entfetteten, geklärten Saft in die Mitte.

\*\*\*) Apfeltorte. Man bebuttert eine Springform, streut sie mit Biscuitbröseln aus, belegt sie mit flachem Zwieback, stellt diesen auch rings am Rande auf, füllt die Lücken mit kleinen Stücken gut aus und füllt einfaches, nicht passirtes Apfelmus darauf, das man mit Zucker, Zimmt und Korinthen gekocht hat. Man stellt die Torte 20—30 Minuten in das nicht zu heiße Rohr, hebt den Reiser der Form herab und läßt die Torte vollständig erkalten, ehe man sie servirt.

\*\*\*\*) Glasierte Rebhühner (Aus der „Kochkunst“). Erhält man ganz alte Rebhühner, so erschreckt man deshalb nicht; sie sind nicht so schlimm, wie ihr Ruf; nur brate man sie nicht, sondern wende nachstehendes Verfahren an: Nach entsprechender Säuberung versenkt man sie mit etwas Pfeffer, Gewürz, einem Lorbeerblatt, etwas Citronenschale, Wacholderbeeren, Suppenwurzeln zc. in einen Papin'schen Topf und läßt sie ungefürt auf dem zweiten Kochtopfe sieden, bis sie weich sind, und wenn es 8 Stunden dauern sollte. Eine unterbrochene oder auf zwei Tage vertheilte Subzeit macht nichts. Die weichgekochten Thiere zertheilt man fein säuberlich, gibt der Brühe einen leichten Zusatz von Gelatine, seigt sie wie für Aspice vorgeschrieben und legt das Ganze in eine Form zierlich ein. Gestürzt verzert man die Speise mit feinem Salat oder Petersilie. Es ist eine köstliche, kalte Schüssel.

\*\*\*\* Fleischgericht auf Fichelfleischer Art. Eine Abonnentin aus Hessen-Nassau machte aufmerksam, daß das auch in Oesterreich bereits recht beliebte „Fichelfleischerfleisch“ — dessen Recept wir uns seinerzeit aus einer renommirten Küche Berlins beschreiben — seinen Namen von einem kleinen Orte Ostpreußens „Fichelflein“ herleitet und daher richtig „Fichelfleischerfleisch“ heißen soll. Gleichzeitig stellt uns dieselbe Dame jene Bereitungsvorschrift zur Verfügung, nach welcher dies Gericht für die deutsche Kaiserin, zu deren Lieblings Speisen es gehören soll, zubereitet wird. Wir lassen das Recept in wörtlicher Abschrift folgen:

Für je 1 Person  $\frac{1}{2}$  Pfund Fleisch — Kochzeit 2 Stunden.  
Vom entfetteten und entfetteten Filet eines Ochsen und eines Schweines, werden zu gleichen Theilen, halbwallnuß große Stücke geschnitten, mit 1 Prise Pfeffer und dem nöthigen Salz gewürzt und gemengt, eine gewürfelte Zwiebel dazu gethan und lagenweise mit geschälten, rohen und in feinen Scheiben geschnittenen Kartoffeln, in eine mit Butter ausgestrichene, fehlerfreie, gutschließende Puddingform gelegt. Zwischen die Lagen thue man etliche Butterlocken und Stücken frischer Champignons, doch sehr mäßig, daß der Geschmack nicht vorherrschend werden kann, schließt den Deckel, setzt die Form in sprudelndes Wasser, das jedoch nicht über die Form kochen darf und erhalte es im Kochen. So oft das Wasser sich verfocht, ist dasselbe nur durch Kochendes zu ersetzen. Eine halbe Stunde vor dem Garsein quire man 1 Theelöffel voll feinsten Mehles, mit 2 Eßlöffeln frischer Sahne, einem halben Beinglas guten Rothwein, (am wohlgeschmecktesten Ungarwein), 1 Messerspitze voll in Wasser aufgelöstem Fleischextract nehme die Form aus dem Wasser, gieße obiges über und lasse vollends gar kochen. Man koste vor dem Serviren ein Stückchen Fleisch des Garseins und der Würze wegen und füge das etwa Nothwendige noch hinzu.

Die Beizerinnen unseres Kochbuches, in dem auch ein Recept dieser Art enthalten ist, werden durch Vergleichung der Vorschriften ersehen, daß sie nicht stärker als ihre Titel von einander abweichen. R. U. S.

Quäker Dats-Klöße. In  $\frac{1}{2}$  Liter kochendes Wasser gibt man 100 Gramm Quäker Dats, läßt dies  $\frac{1}{4}$  Stunde kochen und die Masse auskühlen. Sodann mengt man 60 Gramm Butter, 3 Eidotter, etwas Salz, Zucker, und die Brösel von 2 geriebenen Semmeln hiezu, formt Klöße, kocht sie und servirt sie mit Eingefottenem.

## Zur Dunstobstbereitung.

4. Auflage.

# „DIE KOCHKUNST“

Kochbuch der „Wiener Mode“.

Vollständige Sammlung von Kochrecepten.

Lehrbuch des Kochens und Anrichtens, der Dunstobst- und Getränkebereitung nebst 365 Menüs für alle Tage des Jahres.

**Ermässigtter Preis.**

Gebunden fl. 3.— = Mk. 5.—.

Elegant gebunden und mit einem Anhang:

**Küche für Leidende.**

(über 850 Seiten stark).

Preis fl. 3.60 = M. 6.—.

Auch in 18 Lieferungen zu 20 kr. = 35 Pf. erhältlich.

Die Kunst

**Servietten zu falten.**

Mit 39 Abbildungen und einer Anleitung

über das Tafeldecken und Serviren.

10.—12. Auflage. Preis 30 kr. = 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlage der „Wiener Mode“.

# Mattoni's Ciesshühler

## CACAO-VERO & CHOCOLADEN

entöltet, leicht löslicher Cacao, feinste Marke. | Anerkannt vorzügliche Qualitäten. | Vielfach prämiirt.

## HARTWIG & VOGEL · BODENBACH A/E.

Niederlage: Wien, I. Kohlmarkt 20.  
Zu haben in den meisten Conditoreien, Specereigeschäften etc.

# Ludwig Nowotny

Handarbeits - Specialitäten - Geschäft

Wien, I. Freisingergasse 6.

Alle Arten Stickereien, Häklereien, Montirungen, wie sämmtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der „Wiener Mode“ erscheinender Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Auswahlendungen auf Wunsch umgehend. 2298

## Weldler & Budie

k. r. Hoflieferanten. Erste k. u. k. landesbefugte

Leinen- und Wäsche - Waaren - Fabrik

Carlsbad. Wien, I. Tuchlauben 13. Franzensbad.

Illustrirte Cataloge gratis und franco.

— Specialität: Complete Brautausstattungen von 250 fl. aufwärts. —

Zur Besorgung von

## Commissionen aller Art

(Einkäufen, Bestellungen, Musterendungen u. s. w.) wird

**Frau Emma Mayer, IV./1, Wienstrasse 19**

den P. T. Abonnentinnen der „Wiener Mode“ als vertrauenswürdig bestens empfohlen. 1731



# WIENER MODE

